This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

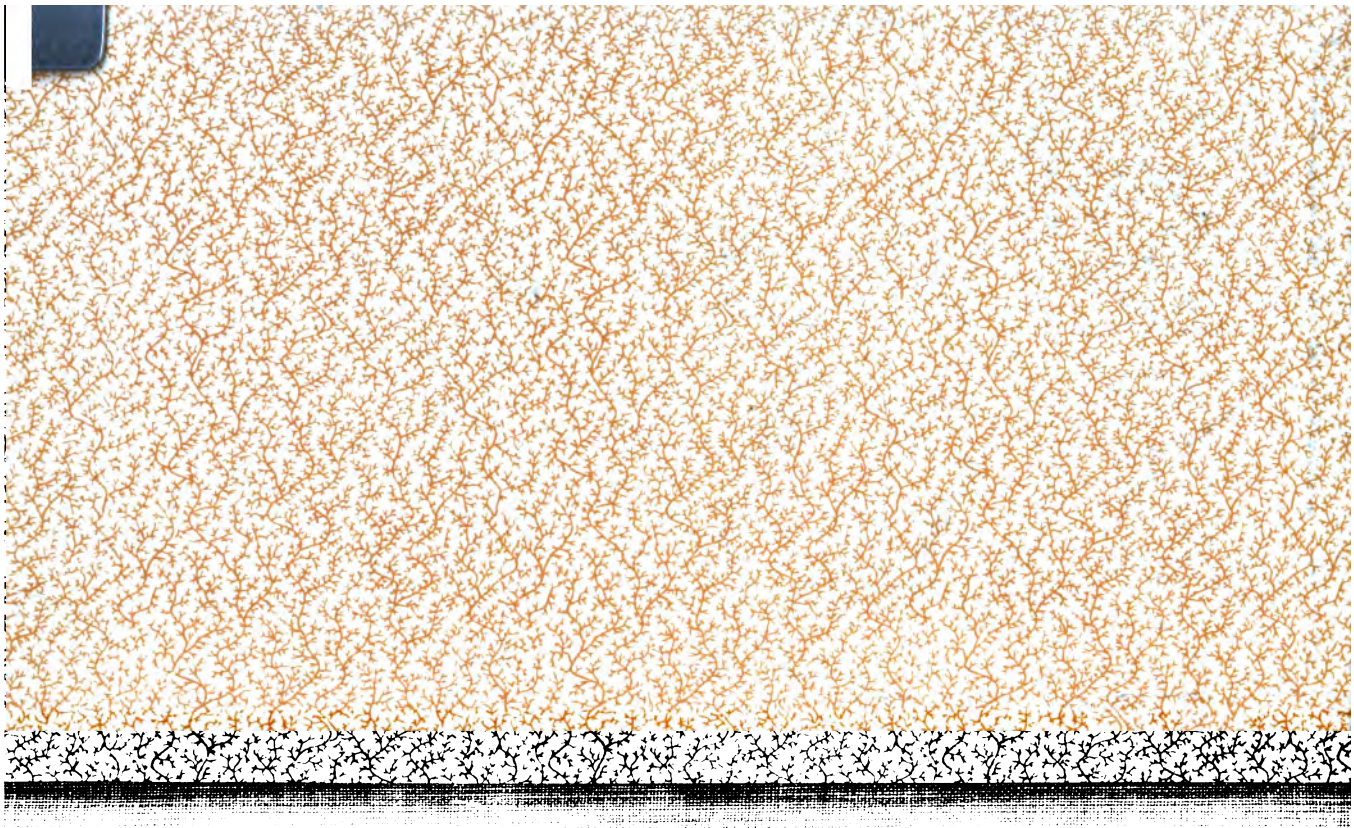
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

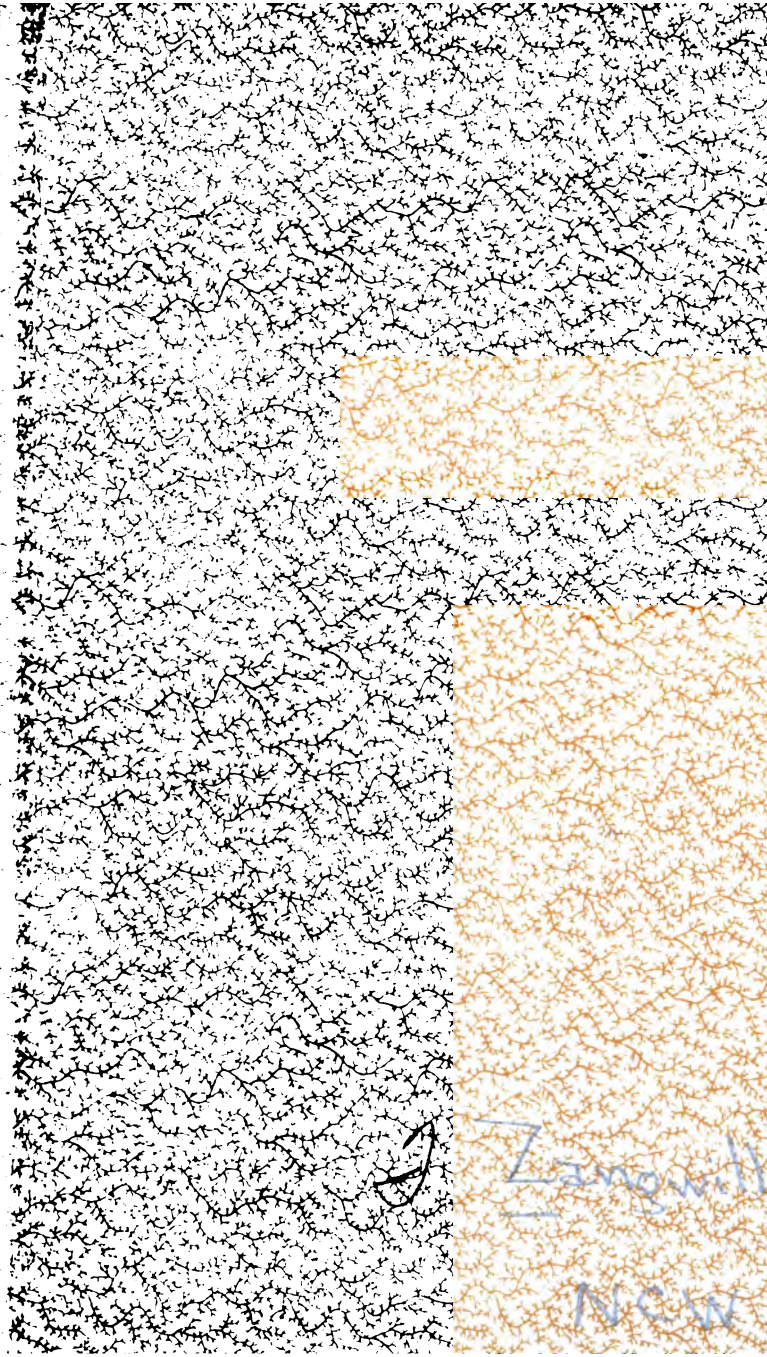
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07586164 5





Der König der Schnorrer.

Nahida Ruth Lazarus (Nahida Remy), Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von Professor Dr. M. Lazarus. Dritte wohlfeile Anflage mit dem Bilde der Verfasserin. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Die Litteraturbriefe aus Deutschland schreiben: Frau Nahida Remy ist zum Judentum übergetreten und hat sich mit Professor Lazarus vermählt. — So konnte man vor einiger Zeit in den Blättern lesen, und es war ein großes Staunen in Israel. Ist das die Remy, die immer soviel über die Juden schreibt? fragte der Eine. Na, sie wird ihre Gründe haben! Der Andere schüttelte den Kopf: Wir werden ja sehen. — Nein, meinte der Dritte, der ihre talmudischen Vorträge gehört hatte, sie thut es aufrichtig.

Jetzt liegt ihr Buch über das jüdische Weib in dritter Auflage vor. Das Buch verdient seinen Erfolg auch an und für sich. Es bietet mehr als es verspricht; die Geschichte des jüdischen Weibes ist eng mit der des ganzen Volkes verknüpft; kaum eine Frauengestalt, deren Leben, Wirken und — so oft! — deren Leiden nicht zugleich ein Bild des Judentums zu ihrer Zeit gäbe.

Mazuranić, Fran, Schattenbilder. (Lišće.) Skizzen. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. Brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,25 Mk.

Reichs-Herold, Marburg. Geistvolle Skizzen aus dem Leben sind die „Schattenbilder" des Kroaten Franz Mazuranić. Der Verfasser verfügt über eine große Lebenserfahrung und versteht knapp und packend zu schildern. Seine Skizzen erinnern an den Russen Turgenjew, mit dem er ätzende Schärfe gegen die Auswüchse der modernen Heuchel-Kultur gemein hat. Wir empfehlen das interessante Büchlein aufs wärmste.

Stern, Bernhard, Träumereien und Gedichte. Brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,50 Mk.

Neue Züricher Zeitung vom 1. Nov. 1893. Anmutige lyrische Kleinigkeiten von Liebesglück und Liebesleid. Manchmal lassen die Lieder die Originalität vermissen, aber manche davon sind so einfach und melodiös, daß sie einen Musiker unmittelbar zur Komposition einladen müssen.

Stern, Bernhard, Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben. Brosch. 3,50 Mk., eleg. geb. 4,50 Mk.

Die Vossische Zeitung vom 13. 5. 93 schreibt: Das Buch bringt nicht eigentlich Neues, aber es giebt die Thatsachen in kritischer Sichtung, und dem Verfasser ist zu statten gekommen, daß er des Russischen kundig ist. Der Leser findet hier übersichtlich vereinigt, was er sich sonst aus vielen zum Teil wenig zugänglichen Schriften zusammensuchen müßte. Wie die öden, wüsten, quälenden Träume eines Fieberkranken ziehen diese Geschichten an uns vorüber; von ihnen gilt, daß sie weder wahrscheinlich noch glaubhaft, aber doch wahr sind.

Der
König der Schnorrer.

Von

I. Zangwill.

Autorisierte Ausgabe.

Deutsch
von
Adele Berger.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Berlin 1897.
Verlag Siegfried Cronbach.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
722024
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1915 L

JACOB H. SCHIFF FUND

1. Kapitel.

(Zeigt, wie der boshafte Philanthrop in einen Fischträger verwandelt wurde.)

In jenen Tagen, da Lord George Gordon Jude wurde und für wahnsinnig gehalten ward, als England aus Respekt vor den Prophezeiungen seinen Juden jedes bürgerliche Recht mit Ausnahme des Steuerzahlens verweigerte, als jüdische Heiraten ungiltig und Legate für hebräische Kollegien nichtig waren, als ein Prophet, der den Primrose-Tag prophezeit hätte, ins Gefängnis gekommen wäre, obwohl Pitt sein privates Ohr den Ansichten Benjamin Goldsmids über die fremden Anleihen lieh — in jenen Tagen, als Tewele Schiff Rabbi in Israel war, Doktor de Falk der Meister des Tetragrammaton, der Heilige und kabbalistische Beschwörer in Wellcloſe Square blühte und der Komponist von „Nelsons Tod" Chorknabe in der großen Synagoge war, trat Josef Grobstock, eine Säule derselben Synagoge, eines Nachmittags als einer der Letzten in dem

Ströme der sich entfernenden Andächtigen in den Frühlingssonnenschein hinaus. In der Hand trug er einen großen Sack und in seinem Auge lag ein Blinzeln.

Es hatte eben ein besonderer Bitt- und Dankgottesdienst für die glückliche Genesung Seiner Majestät stattgefunden und der Kantor sich für den „königlichen Georg“ und „unsere vielgeliebte Königin Charlotte“ melodisch bei der Vorsehung verwendet. Die Zuhörerschaft war groß und elegant gewesen — viel größer und eleganter, als wenn es sich blos um einen himmlischen Herrscher gehandelt hätte — und darum war der Hof mit einer Bande von Schnorrern besetzt, die die Entfernung der Zuhörer abwarteten, geradeso wie sich im Vestibul der Oper die Lakaien aufreihen. Es war eine bunte Menge mit zerrauften Bärten und langem Haar, das in Locken herabfiel; es waren wahl nicht die Locken der damaligen Zeit, aber die langen Röcke der deutschen Ghettos hatten zumeist den Kniehosen und vielknöpfigen Jacken der Londoner Platz gemacht. Wenn die vom Kontinent herübergebrachten Kleider abgetragen, war man gezwungen, die Kleidung der Höherstehenden zu adoptieren oder man mußte sich welche kaufen.

Viele trugen einen Stab in der Hand und hatten die Lenden mit bunten Taschentüchern umgürtet, als wären sie jeden Augenblick bereit, aus der Gefangen-

schaft heimzukehren. Ihr klägliches Aussehen wurde fast gänzlich durch Ungewaschenheit bewirkt; der Natur oder zufälliger Hilfe in Form von Mißgestaltungen hatten es wenige zu danken. Nur die wenigsten konnten sich körperlicher Gebrechen rühmen, und kein einziger zeigte Wunden wie die Lazarusse Italiens, oder Verrenkungen wie die Krüppel Konstantinopels.

Solche plumpe Methoden sind in der hohen Kunst des Schnorrens verpönt. Ein grüner Schirm mag Augenschwäche andeuten, aber der Stockblinde trug kein prahlerisches Plakat; sein Gebrechen war eine alte, feststehende Sache, die dem Publikum wohl bekannt war und dem Eigentümer einen bestimmten Status in der Gemeinde verlieh. Er war kein unbenanntes Atom, wie solche so häufig wandernd und um Entschuldigung bittend sich durch die Christenheit treiben. Der seltenste Anblick in dieser Zurschaustellung jüdischen Bettlertums war das hohle Beinkleid oder der leere Aermel, oder das hölzerne Glied, welches beide ausfüllte.

Als die Schnorrer Josef Grobstock erblickten fielen sie mit lautem Segensgeschrei über ihn her. Er aber strich ohne jede Ueberraschung pomphaft durch die Segenssprüche hindurch, obwohl das Blinzeln in seinem Auge zu einem schelmischen Blitzen wurde.

Außerhalb des eisernen Thores, dort, wo das Gedränge am dichtesten war und wo einige elegante

Wagen, die Andächtige aus dem fernen Hackney gebracht hatten, eben aufbrechen wollten, blieb er, von den lärmenden Schnorrern umringt, ſtehen und tauchte ſeine Hand langſam und zeremoniös in den Sack.

Unter den Bettlern entſtand ein Augenblick atemloſer Erwartung und Joſef Grobſtock hatte einen Augenblick köſtlichen Bewußtſeins ſeiner Wichtigkeit, während er, ſich blähend, im Sonnenſchein ſtand.

In der Judenſchaft des achtzehnten Jahrhunderts gab es keine ausgeſprochene Mittelklaſſe; die Welt war in Reiche und Arme geteilt, und die Reichen waren ſehr, ſehr reich, und die Armen ſehr, ſehr arm, ſo daß jeder ſeine Stellung kannte. Joſef Grobſtock war mit der zufrieden, in die ihn zu ſetzen es Gott gefallen hatte. Er war ein jovialer, vollbackiger Menſch, deſſen glattraſiertes Kinn ſich zu verdoppeln begann, und trug wie ein Mann von höchſter Ehrbarkeit einen ſchönen blauen Leibrock mit einer Reihe großer Goldknöpfe. Das gekrauſte Hemd, der hohe Kragen von neueſter Mode und das reiche, weiße Halstuch hoben die maſſive Fleiſchigkeit des roten Halſes. Sein Hut hatte die Quäkerform und ſeinem Haupte fehlte nicht die Perrücke und der Zopf, da der letztere blos dem Namen nach etwas Ketzeriſches war.

Das, was Joſef Grobſtock aus dem Sacke zog, war ein kleines, weißes Papierpäckchen, und ſein Sinn für Humor bewog ihn, es in die Hand zu legen,

die von ſeiner Naſe am weiteſten entfernt war. Sein Humor war nämlich nicht fein, ſondern plump; er ſetzte ihn in Stand, ein Vergnügen daran zu finden, wenn der Hut eines Nebenmenſchen im Winde dahinflog, that aber wenig dazu, die Jagd nach ſeinem eigenen zu lindern. Seine Scherze kitzelten nicht zart; ſie gaben Einem einen Schlag auf den Rücken.

So war der Mann beſchaffen, der jetzt der Zielpunkt aller Augen, ſelbſt der blicklosen wurde, ſobald das Prinzip ſeiner mildthätigen Operationen der Menge verſtändlich geworden war.

Der erſte Schnorrer hatte, nachdem er ſein Päckchen fieberhaft aufgeriſſen, einen Schilling darin gefunden, und wie durch Elektrizität wurden Alle mit Ausnahme des blinden Bettlers ſich bewußt, daß Joſef Grobſtock Schillinge ſpende.

Der Spender nahm an dem allgemeinen Bewußtſein teil, und ſeine Lippen zuckten. Schweigend griff er wieder in den Sack, wählte diesmal die nächſte Hand und legte abermals ein weißes Päckchen hinein. Ein freudiger Ausdruck erhellte das ſchmutzige Geſicht, um ſich ſofort in einen Ausdruck des Entſetzens zu verwandeln.

„Ihr habt Euch geirrt, Ihr habt mir einen Pfennig gegeben," ſchrie der Bettler.

„Behaltet ihn für Eure Ehrlichkeit," antwortete Joſef Grobſtock unerſchütterlich, und ſtellte ſich, als

mache ihm das Gelächter der Uebrigen keine Freude. Der dritte der Bettler hörte zu lachen auf, als er entdeckte, daß die Falten des Papiers einen winzigen Sixpence umschlossen. Es war nun klar, daß der große Mann Preispäckchen austeilte, und die Aufregung der scheckigen Menge wuchs mit jedem Augenblick.

Grobstock fuhr fort hineinzugreifen, wobei er mit Luchsaugen gegen jeden zweiten Appell auf der Hut war. Eines der wenigen Goldstücke in dem Glückssacke fiel auf den einzigen Lahmen, der vor Freude auf seinem gesunden Bein tanzte, während der arme Blinde seinen halben Pfennig einsteckte, ohne sich seines Mißgeschicks bewußt zu sein. Er wunderte sich blos, warum die Münze in Papier gewickelt war.

Nun aber konnte Grobstock sein Gesicht nicht länger beherrschen und die letzten Episoden der Lotterie spielten sich unter Begleitung eines breiten Grinsens ab. Sein Vergnügen war groß und mannigfaltig. Es handelte sich ihm nicht blos um die allgemeine Ueberraschung über diese neue Art des Almosengebens, sondern auch um die besonderen Einzelheiten der Ueberraschung, die sich auf allen Gesichtern hinter einander malte, während sie in Uebereinstimmung mit dem Inhalte des Päckchens aufblitzten und lang wurden; als Unterströmung kam dazu ein köstliches Gesumme von Ausrufen und Segenssprüchen, ein Ausstrecken und Zurückziehen der Hände, ein rasches Wechseln

der Gesichter, das aus den Szenen ein Gemisch von Erregungen machte. So rührte das breite Grinsen ebensowohl von Befriedigung wie von Belustigung her, und ein Teil der Befriedigung entsprang einer wirklichen Gutherzigkeit, denn Grobstock war ein leichtlebiger Mann, mit dem die Welt sanft umgegangen war.

Die Schnorrer nahmen eher ein Ende als die Päckchen, aber der Philanthrop hatte keine Sorge, den Rest los zu werden. Er schloß die Oeffnung des beträchtlich erleichterten Sackes, packte ihn fest beim Halse und schritt, sein Gesicht wieder in ernste Falten legend, wie ein stattliches, vom Sonnenlicht beschienenes Schatzschiff langsam die Straße hinab. Sein Weg führte nach Goodmanns Field, wo sein Haus lag, und er wußte, daß das schöne Wetter Schnorrer genug herauslocken würde. Inderthat hatte er nicht viele Schritte zurückgelegt, als er einer Gestalt begegnete, die früher gesehen zu haben er sich nicht erinnern konnte.

An einem Pfosten am Eingange der engen Straße, die nach Bevis Marks führte, lehnte ein hochgewachsener, schwarzbärtiger, beturbanter Mann, der sich auf den ersten Blick als einer vom echten Stamme erwies. Mechanisch griff Josef Grobstock in den Glückssack, zog ein zierlich gefaltetes Päckchen heraus und reichte es dem Fremden.

Der Fremde nahm die Gabe freundlich entgegen und faltete sie ernsthaft auseinander, während der

Philanthrop ungeschickt zögerte, um das Ergebnis abzuwarten. Plötzlich wurde das dunkle Gesicht schwarz wie eine Gewitterwolke und die Augen schossen Blitze.

„Ein böser Geist fahre in die Gebeine Eurer Ahnen," zischte der Fremde zwischen den schimmernden Zähnen hervor.

„Seid Ihr gekommen, um mich zu beschimpfen?"

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," stammelte der Magnat ganz bestürzt, „ich glaubte, Ihr wäret ein — ein — ein Armer."

„Und darum kommt Ihr her, um mich zu beschimpfen?"

„Nein, nein, ich wollte Euch helfen," murmelte Grobstock, und die Röte seines Gesichtes verwandelte sich in Scharlach. War es möglich, daß er sein Almosen einem Millionär aufgedrängt hatte? Nein, durch alle Wolken seiner Verwirrung und des Zornes des Empfängers schimmerte die Gestalt eines Schnorrers zu deutlich, als daß ein Irrtum möglich gewesen wäre.

Kein anderer als ein Schnorrer konnte einen zu Hause verfertigten Turban, das Ergebnis eines schwarzen, mit einem weißen Taschentuch umwickelten Käppchens, tragen; kein anderer als ein Schnorrer konnte die ersten Knöpfe seiner Weste aufknöpfen, oder diese Erleichterung, falls sie dem warmen Wetter gebührte, durch das Tragen eines Ueberkleides aufheben — besonders eines solchen, das so schwer war, wie eine

Decke mit Knöpfen, die so groß waren, wie Kompasse und Schößen, die beinahe bis an die Schuhschnallen reichten — selbst wenn seine Länge nur mit der des unteren Rockes übereinstimmte, der bereits den Saum der Kniehosen erreichte. Außerdem würde kein anderer als ein Schnorrer diesen Ueberrock wie einen Mantel tragen, mit baumelnden Aermeln, die, wenn man sie von der Seite her sah, auf die Vermutung brachten, daß der Träger keine Arme hatte. Ganz abgesehen von der Schäbigkeit des schnupftabakfarbigen Zeuges war es offenbar, daß sein Eigentümer sich in seiner Kleidung nicht durch Maß und Regel leiten ließ. Trotzdem erhöhte das Mißverhältnis der Kleidung nur das malerische seiner Persönlichkeit, die selbst in einem Bade aufgefallen sein würde, obwohl sie dort schwerlich zu sehen gewesen wäre.

Der wallende, ungekämmte Bart war pechschwarz und lief den Wangen entlang dem rabenschwarzen Haar entgegen, so daß das lebhafte Gesicht ganz von Schwarz umrahmt war. Es war ein langes kegelförmiges Gesicht, in denen die blutreichen Lippen wie im Herzen eines dunklen Busches leuchteten; die großen lodernden Augen saßen in tiefen Höhlen unter schwarzen, gewölbten Augenbrauen, die Nase war lang und koptisch, die Stirne niedrig, aber breit und struppige Haarbüschel drangen unter dem Turban hervor. Mit der rechten Hand umfaßte er einen einfachen Eichenstab.

Auf den würdigen Joſef Grobſtock machte die Geſtalt des Bettlers einen nur allzugroßen Eindruck; er ſchrak unruhig vor dem zornigen Blicke zurück.

„Ich gedachte, Euch zu helfen," wiederholte er.

„So alſo hilft man einem Bruder in Israel?" fragte der Schnorrer, indem er das Papier dem Philanthropen verächtlich ins Geſicht warf.

Er traf ihn auf den Naſenrücken, ſchlug aber ſo weich an, daß Grobſtock ſofort merkte, was vorging. Das Päckchen war leer, — der Schnorrer hatte eine Niete gezogen, die einzige, die der gutmütige Mann in den Sack gethan hatte.

Die Kühnheit des Schnorrers ernüchterte Joſef Grobſtock vollſtändig, ſie hätte ihn reizen können, den Kerl zu züchtigen, aber das geſchah nicht. Seine beſſere Natur bekam die Oberhand, er begann ſich zu ſchämen und ſuchte in ſeiner Taſche verlegen nach einer Krone; dann zögerte er, als fürchte er, daß dieſe Friedensgabe einem ſo ſeltenen Geiſte nicht völlig genügen würde, als ſchulde er dem Fremden mehr als eine Silbermünze: — eine Entſchuldigung. Er ſchickte ſich an, ſie ehrlich zu bezahlen, aber in ungeſchickter Weiſe, wie Einer, der an ſolche Münze nicht gewöhnt iſt.

„Ihr ſeid ein unverſchämter Kerl, aber Ihr fühlt Euch wohl verletzt," ſagte er. „Nehmt die Verſicherung, daß ich nicht wußte, daß in dem Päckchen nichts ſei — wirklich nicht."

„Dann hat mich Euer Rentmeister bestohlen,“ rief der Schnorrer aufgeregt. „Ihr habt die Päckchen von ihm machen lassen, und er hat mein Geld gestohlen, der Dieb, der Sünder — dreifach verflucht, wer den Armen beraubt.“

„Ihr versteht mich nicht,“ fiel der Magnat sanftmütig ein, „ich habe selbst die Päckchen zusammengestellt.“

„Warum sagt Ihr da, daß Ihr nicht wißt, was darin war? Geht, Ihr spottet meines Elends.“

„Nein, hört mich zu Ende,“ rief Grobstock verzweifelt. „In einige steckte ich Goldmünzen, in die meisten Silber, in ein paar Kupfermünzen, und nur in ein einziges nichts. Das habt Ihr gezogen. Es ist Euer Unglück.“

„Mein Unglück,“ wiederholte der Schnorrer zornig. „Es ist Euer Unglück — ich habe es nicht einmal gezogen. Der Heilige — gelobt sei Er — hat Euch für Euer herzloses Spiel mit den Armen gestraft — weil Ihr Euch über ihr Unglück lustig macht, sowie die Philister über Simson. Die gute That, die durch ein freiwilliges Geschenk für mich auf Euere Rechnung geschrieben worden wäre, hat Gott Euch jetzt genommen. Er hat Euch unwürdig erklärt, durch mich Gerechtigkeit zu erlangen. Geht Eurer Wege, Mörder!“

„Mörder?“ wiederholte der Philantrop. Dieſes harte Urteil über ſeine That machte ihn ganz verblüfft.

„Ja, Mörder! Steht es nicht im Talmud, daß Einer, der einen andern beſchämt, gleich dem iſt, der ſein Blut vergießt? Und habt Ihr mich nicht beſchämt? Wenn jemand Euer Almoſengeben mitangeſehen hätte, würde er mich da nicht ausgelacht haben?“

Der Säule der Synagoge war zu Mute, als ob ihr Wanſt einſchrumpfte.

„Aber die anderen,“ murmelte er reuig — „ihr Blut habe ich nicht vergoſſen. Habe ich nicht mein ſchwer erworbenes Geld freiwillig hergegeben.“

„Zu Eurer Beluſtigung,“ entgegnete der Schnorrer. „Aber wie ſteht es im Midraſch? In der Welt rollt ein Rad — nicht der, der heute reich iſt, iſt morgen reich, ſondern dieſe erhöht es und jene erniedrigt es, wie es im fünfundſiebzigſten Pſalm ſteht. Darum erhebe Dein Horn nicht zu hoch und ſprich nicht mit einem ſteifen Nacken.“

Er ſtand vor dem unglücklichen Kapitaliſten wie ein alter Prophet, der im Begriffe iſt, einen aufgeblaſenen Herrſcher anzuklagen. Der arme Mann griff mit der Hand unwillkürlich an ſeinen hohen Kragen, als wolle er damit ſeine ſcheinbare Anmaßung erklären, in Wirklichkeit aber, weil ihm bei dem Angriffe des Schnorrers der Atem ausging.

„Ihr ſeid ein hartherziger Mann," keuchte er hitzig. Er ward zu einer Verteidigungsweiſe getrieben, die er nicht vorausgeſehen hatte. „Ich that es nicht aus Uebermut, ſondern aus Vertrauen in die Vorſehung. Ich weiß ſehr gut, daß Gott ein Rad dreht, darum maße ich mir nicht an, es ſelbſt zu drehen. Ueberließ ich nicht der Vorſehung, wer die Silber- und wer die Goldmünzen, wer das Kupfergeld und wer die Niete bekommen ſollte? Außerdem weiß Gott allein, wer meinen Beiſtand wirklich braucht — ich habe ihn zu meinem Almoſenier gemacht, ich habe meine Laſt dem Herrn aufgebürdet."

„Ketzer!" ſchrie der Schnorrer. „Gotteslästerer! So alſo möchtet Ihr mit den heiligen Worten handeln? Vergeßt Ihr, wie es im nächſten Verſe heißt: ‚Blutdürſtige und Betrüger ſollen nicht die Hälfte ihrer Tage erleben?' Schande über Euch! — Und Ihr ſeid ein Gabbai (Vorſteher) der großen Synagoge! Ihr ſeht, ich kenne Euch, Joſef Grobſtock. Hat nicht der Tempeldiener Eurer Synagoge ſich gegen mich gerühmt, daß Ihr ihm eine Guinee für das Putzen Eurer Stiefeln gabt? Würde es Euch einfallen, ihm ein Päckchen anzubieten? Nein, nur auf die Armen wird getreten — auf ſolche, deren Verdienſte weit größer ſind, als die von Tempeldienern. Aber der Herr wird andere finden, die ihm leihen — denn, wer Mitleid hat mit dem Armen, leiht dem Ewigen. Ihr ſeid kein

treuer Sohn Israels. . .“ Die Tirade des Schnorrers war lang genug, um Grobstock wieder zu Atem und in den Besitz seiner Würde gelangen zu lassen.

„Wenn Ihr mich wirklich kennen würdet, müßtet Ihr wissen, daß Gott beträchtlich in meiner Schuld steht,“ entgegnete er ruhig. „Wenn Ihr das nächste mal über mich sprechen wollt, so sprecht mit den Psalmenleuten, nicht mit dem Tempeldiener. Noch nie habe ich die Bedürftigen vernachlässigt; selbst jetzt bin ich, obwohl Ihr frech und lieblos ward, bereit, Euch beizustehen, wenn Euch etwas abgeht.“

„Wenn mir etwas abgeht,“ wiederholte der Schnorrer zornig. „Giebt es etwas, was mir nicht abginge?“

„Seid Ihr verheiratet?“

„Ihr habt Recht — Weib und Kinder sind das Einzige, was mir nicht abgeht.“

„Keinem Armen,“ meinte Grobstock mit wieder erwachtem Humor blinzelnd.

„Nein,“ stimmte der Schnorrer finster zu; „der Arme lebt in der Furcht Gottes, er gehorcht dem Gesetz und den Geboten. Er heiratet, so lange er jung ist, und seine Gattin ist nicht mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Nur der Reiche überschreitet das Gebot und zögert, unter den Traualtar zu treten.“

„Nun gut, hier ist eine Guinee im Namen meiner Frau,“ fiel Grobstock lachend ein, „oder halt, hier ist noch eine, da Ihr keine Stiefel putzt.

„Im Namen meines Weibes danke ich Euch," entgegnete der Schnorrer würdevoll.

„Dankt mir in Eurem eigenen Namen," antwortete Grobstock, „das heißt, sagt ihn mir."

„Ich bin Manasse Bueno Barzillai Azevedo da Costa," antwortete jener einfach.

„Ein Sephardi?" rief der Philanthrop.

„Steht das nicht auf meinem Gesicht geschrieben, so wie auf dem Euren, daß Ihr ein Tedesko seid? Es ist heute das erste Mal, daß ich von einem Euren Geschlechtes Geld annehme."

„O, wirklich?" murmelte Grobstock, der sich wieder ganz klein vorkam.

„Ja, denn sind wir nicht viel reicher als Eure Gemeinde? Was brauche ich meinen eigenen Leuten die guten Thaten wegnehmen, da sie ohnehin so wenig Gelegenheit zur Wohlthätigkeit haben, weil es so viele Wohlhabende unter ihnen giebt — Bankiers, westindische Kaufherren und —"

„Aber ich bin auch ein Finanzier und ein ostindischer Direktor," erinnerte ihn Grobstock.

„Mag sein, aber Eure Gemeinde ist noch jung und aufstrebend — Eure Reichen gleichen an Menge den Guten in Sodom. Ihr seid erst vor kurzem eingewandert — Flüchtlinge aus den Ghetti Rußlands, Polens und Deutschlands. Wir aber, wie Ihr wißt, haben uns seit Generationen hier nieder-

gelaſſen; auf der Halbinſel zierten unſere Ahnen den Hof von Königen und kontrolierten die Ausgaben von Fürſten; in Holland hatten wir den Handel in Händen; die Dichter und Gelehrten in Israel gehören zu den Unſrigen. Ihr könnt nicht erwarten, daß wir Euer Geſindel anerkennen, das uns in den Augen Englands ſchadet. Wir machen den Namen „Jude“ zu etwas Ehrenhaftem, Ihr entwürdigt ihn; Ihr ſeid wie das Miſchvolk, das mit unſeren Voreltern aus Egypten kam.“

„Unſinn,“ ſagte Grobſtock zornig, „alle Israeliten ſind Brüder.“

„Eſau war der Bruder Jakobs,“ antwortete Manaſſe ſententiös. „Aber ihr werdet mich entſchuldigen, wenn ich jetzt einkaufen gehe; es iſt ein ſolches Vergnügen, Geld in der Hand zu haben.“

In den letzten Worten lag ein Klang von ſehnſüchtigem Pathos, der den früheren die Schärfe nahm und Joſef bereuen ließ, Worte mit einem Hungrigen gewechſelt zu haben, deſſen geliebte Angehörige wahrſcheinlich zu Hauſe hungerten.

„Gewiß, macht, daß Ihr fortkommt,“ ſagte er freundlich.

„Ich ſehe Euch wieder,“ ſprach Manaſſe mit einer abſchiednehmenden Handbewegung und ſchritt, ſeinen Stab in den Kieſel ſtoßend, vorwärts, ohne ſich nach ſeinem Wohlthäter ein einziges Mal umzuſehen.

Grobstocks Weg führte ihn nach Petticoat Lane, im Kielwasser Manasses.

Er hatte nicht die Absicht, ihm zu folgen, sah aber nicht ein, warum er aus Angst vor dem Schnorrer einen anderen Weg einschlagen sollte, umsomehr, als Manasse sich nicht umschaute.

Mittlerweile war er sich des Sackes, den er in der Hand trug, wieder bewußt geworden, hatte aber kein Herz, den Spaß fortzusetzen. Das Gewissen schlug ihm, und so griff er lieber in die Tasche, während er über den engen, lärmenden Marktplatz schritt, wo er für sich persönlich selten etwas Anderes kaufte, als Fische oder gute Thaten. In beiden war er ein Kenner. An diesem Tage kaufte er sich manche billige gute That, indem er ein paar Pfennige für Artikel bezahlte, die er nicht mitnahm — Schuhriemen und Stockbänder, Gerstenzucker und Butterkuchen.

Plötzlich erblickte er durch einen Spalt in einer undurchsichtigen Masse menschlicher Wesen einen kleinen, anziehenden Lachs, der auf der Platte eines Fischhändlers lag. Sein Auge glänzte, das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Rasch drängte er sich zu dem Verkäufer durch, dessen Auge ebenfalls aufglänzte und dessen Hand mit ehrerbietigem Gruß an den Hut fuhr.

„Guten Tag, Jonathan," sagte Grobstock jovial, „ich nehme diesen Lachs hier — wieviel kostet er?"

„Verzeihung, ich stehe gerade im Handel um ihn,“ sprach eine Stimme in der Menge.

Grobstock wandte sich um; es war die Stimme Manasses.

„Laßt diesen Unsinn, da Costa,“ antwortete der Fischhändler. „Ihr wißt, daß Ihr mir nicht soviel geben könnt. Es ist der Einzige, den ich noch übrig habe,“ fügte er zu Grobstock gewendet hinzu. „Ich könnte ihn unter zwei Guineen nicht hergeben!“

„Hier ist Euer Geld,“ schrie Manasse mit leidenschaftlicher Verachtung, und zwei Goldmünzen klirrten melodisch auf der Platte auf.

In der Menge entstand Sensation, in Grobstocks Brust regte sich Erstaunen, Empörung und Bitterkeit. Einen Augenblick war er sprachlos. Sein Gesicht färbte sich purpurrot und die Schuppen des Lachses leuchteten wie eine himmlische Vision, die ihm durch seine eigene Dummheit entschwand.

„Ich nehme den Lachs, Jonathan,“ wiederholte er stotternd. „Drei Guineen.“

„Verzeiht, es ist zu spät,“ wiederholte Manasse. „Hier ist keine Auktion.“ Und er packte den Fisch beim Schwanz.

Grobstock, so gereizt, daß ihn beinahe der Schlag getroffen hätte, fuhr auf ihn los.

„Was, Ihr,“ schrie er, „Ihr Lump, wie dürft Ihr es wagen, Lachs zu kaufen?“

„Ihr seid selbst ein Lump," entgegnete Manasse. „Wollt Ihr, daß ich einen Lachs stehlen soll?"

„Ihr habt mein Geld gestohlen, Schuft, Schurke!"

„Mörder, Blutvergießer! Habt Ihr mir nicht das Geld als eine freiwillige Gabe für das Seelenheil Eures Weibes gegeben? Vor allen diesen Zeugen fordere ich Euch auf, zu gestehen, daß Ihr ein Verleumder seid."

„So? ein Verleumder? Ich wiederhole, Ihr seid ein Betrüger und ein Schuft. Ihr, ein Bettler mit Weib und Kindern, wie könnt Ihr die Stirn haben, hinzugehen und zwei Guineen, zwei ganze Guineen, alles, was Ihr in der Welt besitzt, für einen bloßen Luxusgegenstand wie Lachs hinzugeben?"

Manasse zog seine gewölbten Augenbrauen in die Höhe.

„Wenn ich mir einen Lachs nicht kaufe, wenn ich zwei Guineen habe, wann soll ich mir da einen kaufen?" antwortete er ruhig. „Ihr habt Recht, es ist ein Luxus, sehr teuer; nur bei seltenen Gelegenheiten, wie es diese ist, können meine Mittel so etwas erschwingen."

In dem Verweise lag ein würdevolles Pathos, das den Magnaten besänftigte. Er fühlte, daß der Bettler von seinem Standpunkte aus Recht hatte, obwohl es ein Standpunkt war, zu dem er sich ohne Hilfe nie hätte emporschwingen können. Aber noch

immer kochte gerechter Zorn in ihm. Er fühlte unbestimmt, daß sich eine Antwort geben ließ, aber er fühlte auch, daß sie, selbst wenn er wüßte, worin sie bestünde, herabgestimmt werden müßte, um Manasses Einrede zu entsprechen. Da er die passende, schneidige Antwort nicht fand, schwieg er.

„Im Namen meines Weibes ersuche ich Euch, meinen guten Namen rein zu waschen, den Ihr in Gegenwart eines Händlers beschmutzt habt," fuhr Manasse fort, indem er den Lachs beim Schwanze hin und her schwang. „Zum zweitenmale fordere ich Euch nun auf, vor diesen Zeugen zu gestehen, daß Ihr mir selbst das Geld als Almosen gabt. Leugnet Ihr es?"

„Nein, ich leugne es nicht," murmelte Grobstock. Er konnte gar nicht verstehen, warum er sich selbst wie ein geprügelter Hund vorkam, und warum das, was eine Prahlerei gewesen wäre, in eine Entschuldigung vor einem Bettler verwandelt worden war.

„Im Namen meines Weibes danke ich Euch," sagte Manasse. „Sie ißt Lachs sehr gern und bäckt ihn vortrefflich. Nun aber will ich Euch, da Ihr für Eueren Sack keine weitere Verwendung habt, von seiner Last befreien, indem ich meinen Lachs darin nach Hause trage."

Er nahm ihn dem erstaunten Tedesko aus der kraftlosen Hand und warf den Fisch hinein. Der Kopf

ſchaute hervor, die Szene mit kalten, glaſigen, ironiſchen Augen betrachtend.

„Guten Tag allerſeits,“ ſagte der Schnorrer recht höflich.

„Einen Augenblick,“ rief der Philanthrop, als er ſeine Sprache wiederfand, „der Sack iſt nicht leer, es ſind noch eine Menge Päckchen darin zurückgeblieben.“

„Umſo beſſer,“ ſagte Manaſſe beſänftigend. „So entgeht Ihr der Verſuchung, das Blut der Armen noch weiter zu vergießen, und ich entgehe der Verſuchung, alle Eure Wohlthaten für Lachs auszugeben — eine Verſchwendung, die Ihr mit Recht beklagt.“

„Aber . . . aber . . .“ begann Grobſtock.

„Nein, kein Aber,“ proteſtierte Manaſſe, reuevoll ſeinen Stock ſchwenkend, „Ihr hattet ganz Recht. Vorhin gabt Ihr zu, daß Ihr Unrecht hattet; ſoll ich jetzt weniger edel ſein? In Gegenwart aller dieſer Zeugen erkenne ich die Gerechtigkeit dieſes Vorwurfs an. Ich hätte die zwei Guineen nicht für einen Fiſch verſchwenden ſollen. Er war es nicht wert. Kommt her und ich will Euch etwas ſagen.“

Er entfernte ſich aus der Hörweite der Nebenſtehenden, indem er in ein Seitengäßchen neben dem Stand ſchritt und winkte mit ſeinem Lachsſack. Dem Direktor der Oſtindiſchen Kompagnie blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Wahrſcheinlich würde er ihm in jedem Falle gefolgt ſein, um die Sache mit ihm aus-

zutragen, aber jetzt hatte er das demütigende Gefühl, unter dem Befehle des Schnorrers zu ſtehen.

„Nun, was habt Ihr mir noch zu ſagen?“ fragte er mürriſch.

„Ich möchte Euch in Zukunft Geld erſparen,“ ſagte der Bettler mit leiſer, vertraulicher Stimme. „Dieſer Jonathan iſt ein Sohn der Sünde, der Lachs iſt keine zwei Guineen wert — nein, bei meiner Seele nicht! Wenn Ihr nicht gekommen wäret, hätte ich ihn für fünfundzwanzig Schillinge bekommen. Jonathan beharrte bei dem Preis, als er dachte, daß Ihr kaufen würdet. Ich hoffe, Ihr werdet nicht wollen, daß ich durch Euch verliere, und daß Ihr es mir erſetzen werdet, wenn ich in dem Sack weniger finden werde, als ſiebenzehn Schillinge.“

Der verblüffte Finanzier fühlte ſeine Bekümmernis wie durch Zauberhand verſchwinden.

„Ich weiß, Ihr ſeid ein feiner Herr und imſtande, Euch ſo fein zu benehmen, wie ein Sephardi,“ fügte Manaſſe gewinnend hinzu.

Dieſes Kompliment vervollſtändigte den Sieg des Schnorrers, der noch beſiegelt wurde, als er hinzuſetzte: „Und darum möchte ich nicht, daß Ihr es auf der Seele habt, einen armen Mann um ein paar Schillinge gebracht zu haben.“

„Ihr werdet mehr als ſiebzehn Schillinge im Sacke

finden," war alles, was Grobstock mit schwacher Stimme erwidern konnte.

„Ach, warum seid Ihr als Tedesko auf die Welt gekommen?" rief Manasse verzückt. „Wißt Ihr, wozu ich Lust habe? Zu Euch zu kommen und Euer Sabbatgast zu sein! Ja, ich werde am nächsten Freitag bei Euch zu Abend essen und wir werden den heiligen Sabbat zusammen begrüßen. Noch nie bin ich am Tische eines Tedesko gesessen, aber Ihr seid ein Mann nach meinem Herzen. Also nächsten Freitag um sechs Uhr, vergeßt es nicht!"

„Aber . . . . aber ich habe nie Sabbatgäste," stammelte Grobstock.

„Ihr habt keine Sabbatgäste! Nein, nein, ich will nicht glauben, daß Ihr einer der Söhne Belials seid, deren Tisch nur für die Reichen gedeckt ist, die nicht wenigstens einmal die Woche ihre Gleichheit mit den Armen verkündigen. Nein, Eure feine Natur will nur Eure Wohlthaten verstecken. Habe nicht ich, Manasse Bueno Barzillai Avedo da Costa, jede Woche an meinem Sabbattisch Jankele ben Jizchok, einen Polen? Und wenn ich einen Tedesko an meinem Tische habe, warum sollte ich mich darauf beschränken? Warum sollte ich nicht auch Euch, einem Tedesko, gestatten, mir, einem Sephardi, Gastfreundschaft zu erweisen? Also um sechs! Ich kenne Euer Haus — es ist ein elegantes Gebäude, das Eurem Geschmack sehr viel Ehre macht

— seid ohne Sorge — ich werde pünktlich sein. A Dios!“

Diesmal schwenkte er kameradschaftlich seinen Stock und schritt in eine Seitengasse. Einen Augenblick stand Grobstock, von dem Gefühle des Unvermeidlichen zermalmt, wie in den Boden gewurzelt; dann kam ihm ein schrecklicher Gedanke.

Er war ein leichtlebiger Mann und hätte sich mit dem Besuche Manasses abfinden können; aber er besaß eine Frau und, was noch schlimmer ist, einen livrierten Bedienten: wie konnte er erwarten, daß dieser einen solchen Gast dulden würde?

Freilich, er konnte am Freitag Abend aus der Stadt fliehen; aber das hätte lästige Erklärungen zur Folge. Und Manasse wird am nächsten Freitag wiederkommen — das stand fest. Manasse würde auf den Tod verletzt sein. Sein Erscheinen war unvermeidlich, wenn es auch hinausgeschoben werden konnte.

Oh, es war zu schrecklich! Die „Einladung“ mußte um jeden Preis zurückgenommen werden. Zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Manasse und seinen Bedienten gestellt, hatte er das Gefühl, daß er dem Ersteren eher entgegentreten könnte.

„Da Costa,“ rief er verzweifelt, „Da Costa!“

Der Schnorrer drehte sich um, und nun sah Grobstock ein, daß er sich geirrt hatte, als er sich einbildete, Da Costa eher entgegentreten zu können.

„Ihr habt mich gerufen?“ fragte der Bettler.

„Ja—a,“ stammelte der Direktor der ostindischen Kompagnie und stand wie gelähmt da.

„Was wünscht Ihr von mir?“ fragte Manasse liebenswürdig.

„Würdet Ihr — würdet Ihr sehr — sehr böse sein — wenn ich — wenn ich Euch bitten würde —“ „nicht zu kommen,“ lag auf seinen Lippen, blieb dort aber kleben.

„Wenn Ihr mich um was bitten würdet?“ wiederholte Manasse ermutigend.

„Ein paar von meinen Kleidern anzunehmen,“ fuhr Grobstock mit plötzlicher Inspiration heraus. Manasse war trotz allem ein schöner Mann; wenn er ihn bewegen könnte, seine schmierigen Kleider abzulegen, könnte er ihn beinahe als einen Prinzen von Geblüt ausgeben — für einen ausländischen wegen seines Bartes; auf jeden Fall könnte er ihn für den Livree-Bedienten präsentabel machen. Bei dieser glücklichen Lösung der Situation atmete er wiederum erleichtert auf.

„Abgelegte Kleider?“ fragte Manasse. Grobstock war nicht ganz sicher, ob der Ton hochmütig oder eifrig klang. Er beeilte sich, ihn aufzuklären.

„Nein, nicht gerade abgelegte Kleider, sondern etwas abgetragene, die ich noch immer trage. Meine alten Kleider habe ich bereits zu Ostern Simon, dem

Pſalmenſager, gegeben. Die jetzigen ſind verhältnismäßig neu."

„Dann bitte ich, mich zu entſchuldigen," ſagte Manaſſe mit einem majeſtätiſchen Schwenken des Sackes.

„Oh, warum denn?" murmelte Grobſtock, deſſen Blut wieder erſtarrte.

„Ich kann nicht," ſagte Manaſſe kopfſchüttelnd.

„Aber ſie würden Euch gerade paſſen," flehte der Philanthrop.

„Darum war es um ſo lächerlicher von Euch, ſie Simon, dem Pſalmenſager zu geben," ſprach Manaſſe ſtreng. „Aber da er Euer Kleiderempfänger iſt, fällt es mir nicht ein, mich in ſein Amt zu drängen. Das iſt kein Anſtand. Es überraſcht mich, daß Ihr mich fragt, ob ich böſe wäre. Natürlich bin ich böſe — ſogar ſehr böſe."

„Aber er iſt nicht mein Kleiderempfänger," proteſtierte Grobſtock. „Vorige Oſtern habe ich ſie ihm zum erſtenmale gegeben, weil mein Vetter Hyam Roſenſtein, der ſie gewöhnlich bekam, geſtorben iſt."

„Aber ſicherlich hält er ſich für den Erben Eures Vetters," ſagte Manaſſe. „Er erwartet, fortan alle Eure alten Kleider zu bekommen."

„Nein, ein ſolches Verſprechen habe ich ihm nicht gegeben."

Manaſſe zögerte.

„Nun in dieſem Falle —“

„In dieſem Falle?“ wiederholte Grobſtock atemlos.

„Natürlich nur unter der Bedingung, daß ich fortan dauernd die Stelle habe . . . .“

„Natürlich,“ wiederholte Grobſtock eifrig.

„Denn Ihr ſeht, es ſchadet dem Rufe, wenn man einen Kunden verliert,“ erklärte Manaſſe herablaſſend.

„Ja, ja, natürlich,“ ſtimmte Grobſtock beſänftigend zu.

„Ich verſtehe vollkommen.“

Aber er fühlte, daß er in künftige Verlegenheiten hineinglitt, und fügte daher ſchüchtern hinzu:

„Natürlich werden ſie nicht immer ſo gut ſein, weil . . .“

„Kein Wort mehr,“ fiel Manaſſe beruhigend ein. „Ich werde ſie mir ſofort abholen.“

„Nein, ich ſchicke ſie Euch,“ rief Grobſtock, von neuem entſetzt.

„Nicht im Traume würde es mir einfallen, das zu geſtatten. Wie, ich ſollte Euch all die Mühe verurſachen, die mir rechtmäßig zukommt? Ich gehe ſofort — die Sache ſoll unverzüglich erledigt werden, das verſpreche ich Euch; wie es geſchrieben ſteht: „Ich eilete und zögerte nicht!“ Folgt mir.“

Grobſtock unterdrückte ein Stöhnen. Da hatten ihn nun alle ſeine Manöver in eine ärgere Patſche gebracht als zuvor. Nun mußte er Manaſſe dem

Livree-Bedienten ſogar ohne das reine Geſicht präſentieren, das man am Sabbat nicht unbilliger Weiſe von ihm erwarten durfte. Trotz der von dem gelehrten Schnorrer zitierten Bibelſtelle bemühte er ſich, die böſe Stunde hinauszuſchieben.

„Möchtet Ihr nicht lieber zuerſt Eurer Frau den Lachs bringen?“ fragte er.

„Meine Pflicht iſt es, Euch in Stand zu ſetzen, Eure gute That ſofort zu vollbringen. Meine Frau weiß nichts von dem Lachs; ſie befindet ſich in keiner Ungewißheit.“

Noch während Manaſſe ſprach, blitzte es durch Grobſtocks Kopf, daß Manaſſe mit dem Lachs präſentabler war als ohne denſelben — inderthat, daß der Lachs die Situation rettete.

Wenn Grobſtock Fiſche kaufte, nahm er ſich oft einen Mann auf, um den Kauf nach Hauſe zu tragen. Manaſſe ſah ganz wie ein ſolcher Eckenſteher aus. Wer würde ahnen, daß der Fiſch und ſelbſt der Sack dem Träger gehörten, obwohl ſie mit dem Golde des Herrn gekauft waren?

Grobſtock dankte ſtumm der Vorſehung für die kluge Art und Weiſe, in der ſie ſeine Selbſtachtung rettete. Als ein bloßer Fiſchträger würde Manaſſe von den Hausleuten wenig beachtet werden; wenn er einmal drin war, würde es verhältnismäßig leicht ſein, ihn herauszuſchmuggeln, und wenn er dann am Freitag

Abend käme, würde die metamorphoſierende Glorie eines Leibrockes ihn umgeben, ſeine unausſprechlichen Unterkleider unter einem Hemde und ſein Turban unter einem Dreiſpitz ſtecken.

Sie langten in Aldgate an, wandten ſich dann nach Leman Street, einem eleganten Viertel, und von dort nach Great Prescott Street. An der kritiſchen Straßenecke begann Grobſtock ſeine Faſſung zu verlaſſen; er zog ſeine reichverzierte Schnupftabaksdoſe heraus und nahm eine mächtige Priſe. Da ſie ihm gut that, ſchritt er weiter und war beinahe ſchon bei ſeiner eigenen Thür angelangt, als Manaſſe ihn plötzlich bei einem Rockknopf faßte.

„Bleibt eine Sekunde ſtehen," rief er gebieteriſch.

„Was giebts," murmelte Grobſtock erſchreckt.

„Ihr habt Euren ganzen Rock mit Schnupftabak beſtreut," antwortete Manaſſe ſtreng. „Haltet einen Augenblick den Sack, während ich ihn abſtaube."

Joſeph gehorchte, und Manaſſe entfernte jedes Stäubchen gewiſſenhaft und mit ſolcher Geduld, daß Grobſtock erſchöpft war.

„Ich danke Euch," ſagte er endlich, ſo höflich er konnte: „Es iſt gut."

„Nein, es iſt noch nicht gut," antwortete Manaſſe. „Ich kann mir doch nicht meinen Rock verderben laſſen. Bis ich ihn bekomme, wird er ein einziger Fleck ſein, wenn ich nicht auf ihn Acht gebe."

„Also darum gabt Ihr Euch so viel Mühe?“ sagte Grobstock gezwungen lachend.

„Warum denn sonst? Haltet Ihr mich für einen Tempeldiener, einen Stiefelputzer?“ fragte Manasse hochmütig. „So, reiner kann ich ihn nicht mehr machen. Ihr würdet den Schnupftabak nicht mehr verschütten, wenn Ihr die Dose so halten würdet.“

Manasse nahm Grobstock die Schnupftabakdose sanft aus der Hand und begann seine Erklärung, indem er ein paar Schritte weiterging.

„Ah, da sind wir,“ rief er, plötzlich den Anschauungsunterricht unterbrechend. Er stieß das Thor auf, lief die Stufen hinan, klopfte donnernd an und schnupfte dann majestätisch aus der juwelenbesetzten Schnupftabakdose.

Hinter ihm, Manasse Da Costa, kam als Fischträger Joseph Grobstock kraftlos einhergeschlichen.

---

2. Kapitel.

Zeigt, wie der König regierte.

Als der Finanzier einsah, daß er in einen Fischträger verwandelt worden sei, eilte er die Stufen hinan, um beim Oeffnen der Thür an der Seite des Schnorrers zu stehen. Der Livreebediente wurde durch den Anblick dieser Nebeneinanderstellung sichtlich betroffen.

„Dieſer Lachs ſoll in die Küche kommen!“ ſchrie Grobſtock verzweifelt, indem er ihm den Sack übergab.

Da Coſta ſah finſter drein und war im Begriffe zu ſprechen, aber Grobſtocks Augen richteten ſich mit verzweifeltem Flehen auf ihn.

„Wartet einen Augenblick, ich werde gleich mit Euch fertig ſein,“ rief er und beglückwünſchte ſich ſelbſt zu einer Phraſe, die Wilkinſon ſicherlich in anderem Sinne auffaſſen würde. Er atmete erleichtert auf, als der Lakai verſchwand und ſie in der geräumigen Vorhalle mit ihren Statuen und Gewächſen ſtehen ließ.

„Auf dieſe Weiſe ſtehlt Ihr mir alſo meinen Lachs?“ fragte Da Coſta hitzig.

„Still, ſtill — ich hatte nicht die Abſicht, ihn zu ſtehlen — ich werde Euch dafür bezahlen.“

„Ich will ihn aber nicht verkaufen! Ihr habt ihn von allem Anfang an begehrt — Ihr habt das zehnte Gebot gebrochen, geradeſo wie dieſe ſteinernen Figuren das zweite verletzen. Euere Einladung, Euch ſofort hierher zu begleiten, war nur ein Kniff; jetzt verſtehe ich, warum Ihr es ſo eilig, hattet.“

„Nein, Da Coſta, nachdem Ihr mir den Fiſch übergabt, blieb mir nichts übrig, als ihn Wilkinſon zu geben, da — da —“. Die Erklärung wäre Grobſtock etwas ſchwer geworden, aber Manaſſe ſparte ihm die Mühe.

„Als Wilkinſon meinen Fiſch zu geben?“ fiel er ein. „Herr, ich hielt Euch für einen feinen Mann, für einen Ehrenmann. Ich gebe zu, daß ich Euch meinen Fiſch übergab, aber weil ich nicht zögerte, ihn Euch zum Tragen zu geben, bezahlt Ihr mir ſo mein Vertrauen?“

In dem Wirbel ſeiner Gedanken klammerte ſich Grobſtock an das Wort „Zahlen“, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm.

„Ich werde Euch Euer Geld zurückzahlen,“ ſchrie er; „hier ſind Eure zwei Guineen, Ihr könnt Euch einen andern Lachs kaufen, und zwar billiger. Wie Ihr ſelbſt ſagt, hättet Ihr dieſen für fünfundzwanzig Schillinge bekommen können.

„Zwei Guineen“, rief Manaſſe verächtlich. „Jonathan, dem Fiſchhändler, habt Ihr drei geboten.“

Grobſtock war erſtaunt, aber es erſchien ihm unter ſeiner Würde, zu handeln, und er erwog, daß ihm der Lachs ja doch ſchmecken würde.

„Nun, hier ſind drei Guineen,“ ſagte er friedfertig, indem er ſie ihm hinhielt.

„Drei Guineen,“ wiederholte Manaſſe, ſie verächtlich zurückſtoßend. „Und was iſt's mit meinem Profit?“

„Profit?“ keuchte Grobſtock.

„Da Ihr mich zum Zwiſchenhändler gemacht habt, da Ihr mich zum Fiſchhandel gedrängt habt, muß ich meinen Profit haben wie jeder Andere.“

„Hier ist eine Krone extra.“

„Und meine Entschädigung?“

„Was meint Ihr?“ fragte Grobstock außer sich. „Wofür Entschädigung?“

„Wofür? Für mindestens zweierlei,“ sagte Manasse unerschütterlich. „Erstens,“ und während er seine logisch geordnete Antwort begann, nahm er den singenden Ton an, der bei talmudischer Dialektik üblich ist, „erstens Entschädigung dafür, daß ich den Lachs nicht selbst esse. Denn es ist nicht so, als wenn ich ihn Euch angeboten hätte; ich habe ihn Euch blos anvertraut und im zweiten Buche Mosis steht geschrieben, daß wenn jemand seinem Nachbarn einen Esel oder einen Ochsen oder ein Schaf oder sonst ein Tier zum Hüten übergiebt, dann soll er für jede Uebertretung, ob es nun den Ochsen, den Esel, das Schaf, das Kleidungsstück oder sonst irgend ein Ding betrifft, das Doppelte erhalten; und darum müßt Ihr mir sechs Guineen zahlen. Und zweitens —“

„Keinen Pfennig mehr,“ keuchte Grobstock, rot wie ein Truthahn.

„Schön,“ sagte der Schnorrer unverzagt, und die Stimme erhebend, rief er: „Wilkinson!“

„Still,“ gebot Grobstock. „Was thut Ihr?“

„Ich will Wilkinson sagen, daß er mir mein Eigentum zurückbringe!“

„Wilkinson wird Euch nicht gehorchen.“

„Mir nicht gehorchen! Ein Diener, und nicht einmal ein Schwarzer! Alle Sepharbim, die ich beſuche, haben ſchwarze Diener — viel größere als Wilkinſon — und ſie zittern vor mir. Bei Baron D'Aguilar in Broad Street Buildings ſind vierundzwanzig Bediente und ſie —"

„Und worin beſteht Euer zweiter Anſpruch?"

„In Entſchädigung dafür, daß Ihr mich zum Fiſchhändler erniedrigt habt. Ich bin nicht einer von denen, die auf der Straße verkaufen, ich bin ein Talmudgelehrter."

„Wenn eine Krone für jeden dieſer Anſprüche genügt —"

„Ich bin kein Blutſauger — wie es im Talmud heißt: Gott liebt den, der dem Zorn nicht nachgiebt, noch ſich an ſeine Rechte klammert — macht zuſammen drei Guineen und drei Kronen."

„Ja — da ſind ſie!"

Wilkinſon erſchien.

„Habt Ihr mich gerufen, Herr?" fragte er.

„Nein, ich rief Euch," ſprach Manaſſe. „Ich wollte Euch eine Krone geben."

Und er reichte ihm eine von den dreien. Wilkinſon nahm ſie verblüfft und zog ſich zurück.

„Bin ich ihn nicht auf geſchickte Weiſe losgeworden?" ſagte Manaſſe. „Ihr ſeht, wie er mir gehorcht."

„Ja—a.“

„Ich werde von Euch nicht mehr als die bloße Krone verlangen, die ich ihm gab, um Euere Ehre zu retten.“

„Um meine Ehre zu retten?“

„Wäre es Euch lieber gewesen, wenn ich ihm gesagt hätte, ich habe ihn gerufen, weil sein Herr ein Dieb ist? Nein, Herr, ich war bemüht, Euch nicht öffentlich zu beschämen, obwohl Ihr für mich nicht dieselbe Sorge trugt.“

„Da ist die Krone,“ sagte Grobstock wild. „Nein, da sind drei!“ und er kehrte seine Hosentaschen um, um deren vollständige Blöße zu zeigen.

„Nein, nein!“ sprach Manasse mild, „ich werde blos zwei nehmen, behaltet die dritte — Ihr könntet ein wenig Kleingeld brauchen.“

Und er drückte dem Magnaten die Krone in die Hand.

„Ihr solltet in Zukunft nicht so verschwenderisch sein,“ fügte er mit freundlichem Vorwurf hinzu. „Es ist schlimm, wenn man nichts in der Tasche hat — ich kenne das Gefühl und empfinde mit Euch.“

Grobstock stand sprachlos da; seine Finger umklammerten die geschenkte Krone. Während er so bei der Flurthür stand, machte er ein Gesicht wie Wilkinson, wenn er von einem allzu großmütigen Trinkgeld überrascht ward. Da Costa machte der Krisis ein Ende,

indem er ſeinem Wirte eine Priſe aus der juwelenbeſetzten Schnupftabakdoſe bot. Grobſtock nahm gierig die ganze Doſe, die der Bettler ihm ohne Proteſt überließ. In ſeiner Dankbarkeit für dieſe unerwartete Gunſt ſteckte Grobſtock den Schimpf mit der Silbermünze ohne weiteres ein und führte Manaſſe zu den abgelegten Kleidern. Er ſchritt behutſam einher, um ſeine Frau nicht zu wecken, die eine große Liebhaberin der Siesta war und plötzlich wie eine Spinne aus ihren Gemächern hervortreten konnte; aber Manaſſe ſtampfte wie ein Narr mit ſeinem Stocke über die Treppe. Glücklicherweiſe war der Teppich dick.

Die Kleider hingen in einem mit Spiegelglas verſehenen Mahagoniſchrank in Grobſtocks elegant eingerichtetem Schlafzimmer. Grobſtock ſtöberte zwiſchen ihnen umher, während Manaſſe, die weißen, blaßroſa gefütterten perſiſchen Vorhänge beiſeite ſchiebend, aus dem Fenſter auf den Platz hinunterblickte, der ſich im Hintergrunde des Hauſes hinzog. Auf ſeinen Stab gelehnt, beobachtete er die Paare, die in der kühlen Friſche des untergehenden Tages zwiſchen den ſonnenbeſchienenen Beeten und den Gebüſchen ſpazieren gingen. Da und dort leuchtete das lebhafte Geſicht einer dunkeläugigen Schönheit wie eine Paſſionsblume auf. Manaſſe betrachtete dieſe Szene mit mildem Wohlwollen, in Frieden mit Gott und den Menſchen. Er ließ ſich nicht herab, einen Blick auf die Kleider

zu werfen, bis Grobstock bemerkte: „So, ich glaube das ist Alles, was ich entbehren kann.“ Dann drehte er sich gemächlich um und betrachtete — noch immer mit demselben wohlwollenden Ausdruck — den Haufen, den Grobstock auf das Bett geworfen hatte. Es war ein Mischmasch von Kleidungsstücken in ausgezeichnetem Zustande; prächtige Kravatten lagen in dreispitzigen Hüten und Schnallenschuhe trampelten auf weißen Westen umher. Aber sein Auge hatte kaum eine Viertelminute auf ihnen geruht, als ein plötzlicher Blitz durch sie zuckte und ein Krampf sein Gesicht verzerrte.

„Verzeiht,“ rief er und eilte der Thüre zu.

„Was giebts?“ rief Grobstock erstaunt und erschreckt. Sollte seine Gabe verschmäht werden?

„Ich bin im Augenblick wieder da,“ sagte Manasse und eilte die Treppe hinab.

In einer Hinsicht erleichtert, war Grobstock doch von unbestimmter Unruhe erfüllt. Er lief in den Flur hinaus. „Was wollt Ihr?“ rief er, so laut er nur wagte.

„Mein Geld,“ antwortete Manasse.

Grobstock glaubte, daß der Schnorrer den Ertrag des Lachsverkaufes im Flur gelassen hatte; er kehrte daher in sein Zimmer zurück und beschäftigte sich halb mechanisch mit dem Sortieren der Kleider, die er durcheinander auf das Bett geworfen hatte.

Während er das that, erspähte er unter einem Haufen ein paar ganz neue, noch nie getragene Beinkleider, die er unversehens dazu gethan hatte. Während er sie in den Schrank zurückhing, hörte er scheltende Laute. Die tönende Stimme der irischen Köchin drang unverkennbar an sein Ohr und versetzte sein Herz in neues Zittern. Er trat wieder auf den Treppenabsatz hinaus und reckte den Hals über das Geländer. Glücklicherweise nahmen die Töne ab und im nächsten Augenblick erschien wieder der Kopf Manasses. Als seine linke Hand in Sicht kam, bemerkte Grobstock, daß sie den Glückssack trug, mit dem ein gewisser Philanthrop sich am Nachmittag so fröhlich auf den Weg gemacht hatte. Jetzt hatte er Lust, ihn den Unglückssack zu betiteln.

„Ich habe ihn wiedererobert," sagte der Schnorrer heiter, „wie es geschrieben steht: „Und David eroberte Alles wieder, was die Amalekiter genommen hatten." Aber seht Ihr, in der Aufregung des Augenblicks bemerkte ich nicht, daß Ihr mir nicht nur den Lachs, sondern auch meine Geldpäckchen gestohlen hattet. Glücklicherweise hatte Eure Köchin den Fisch noch nicht aus dem Sacke genommen. Ich schalt sie trotzdem, weil sie ihn noch nicht ins Wasser gelegt hatte, und sie öffnete ihren Mund nicht in Weisheit. Wäre sie nicht eine Heidin, so würde ich einen Betrug gearg-wöhnt haben, denn ich wußte nicht, wie viel Geld

in dem Sacke war — ich hatte nur Eure Versicherung, daß es nicht weniger als siebzehn Schillinge sind — und es wäre leicht gewesen, den Fisch wieder hineinzulegen. Darum will ich mit den Worten Davids „Dir Dank sagen, o Herr, unter den Heiden."

Die Vorstellung von dem Einbruche Manasses in die Küche war Grobstock nicht angenehm, trotzdem murmelte er blos: „Wie fiel Euch das so plötzlich ein?"

„Der Anblick Eurer Kleider erinnerte mich daran. Ich dachte mir nämlich, ob Ihr etwas in den Taschen vergessen hättet?"

Der Geber fuhr zusammen — er wußte wie nachlässig er war — und machte eine Bewegung, als wollte er seine Kleider durchsuchen. Das Glitzern in Manasses Augen versteinerte ihn.

„Habt Ihr — habt Ihr etwas dagegen — wenn ich nachsehe?" stammelte er entschuldigend.

„Bin ich ein Hund?" zitierte der Schnorrer würdevoll. „Bin ich ein Dieb, daß Ihr meine Taschen nachseht? Wenn ich nach Hause komme," fuhr er fort, indem er mit seinem Daumen Unterscheidungen anzudeuten begann, „wenn ich nach Hause komme und etwas in meinen Taschen finde, das für niemanden als Euch von Wert ist — besorgt Ihr da, daß ich es Euch nicht zurückgeben werde? Wenn ich aber etwas finde, was für mich von Wert ist — besorgt Ihr da, daß ich es nicht behalten werde?"

„Nein, aber, aber“ — Grobſtock brach ab. Trotz ſeiner finanziellen Einſicht vermochte er die Schlußfolgerung kaum zu begreifen; er fühlte nur, daß der Schnorrer die Sache als bewieſen erachtete.

„Aber was?“ fragte Manaſſe. „Sicherlich braucht Ihr nicht mich, um Euch Eure Pflicht zu lehren; Ihr müßt das bezügliche Geſetz Moſes kennen.“

„Das Geſetz Moſes ſagt hierüber nichts.“

„Wirklich? Was ſagt das fünfte Buch Moſes? „Wenn Du Deine Ernte auf Deinem Felde ſammelſt und eine Garbe auf dem Felde vergeſſen haſt, ſollſt Du nicht wieder hingehen, um ſie zu holen: ſie ſoll gehören dem Fremden, den Waiſen und der Witwe.“ Ferner, iſt es nicht verboten, nochmals die Zweige Deines Oelbaumes abzuſuchen oder die gefallenen Früchte in Deinem Weingarten aufzuheben? Ihr werdet zugeben, daß Moſes auch verboten haben würde, ſorgfältig die Taſchen abgelegter Kleider zu durchſuchen, wenn nicht unſere Vorfahren vierzig Jahre lang in der Wüſte in denſelben Kleidern hätten herumgehen müſſen, die wunderbarer Weiſe mit ihnen wuchſen. Nein, ich bin überzeugt, Ihr werdet den Geiſt des Geſetzes achten, denn als ich in Euere Küche hinunterging und den Thürpfoſten unterſuchte, um zu ſehen, ob Ihr eine Meſuſa darauf hättet — ich weiß ja, daß viele Juden mit Meſuſos nur auf ſolchen Thürpfoſten prunken, die den Gäſten ſichtbar ſind —

fand ich zu meiner Freude auch dort eine.“ — Grobſtocks Seelengröße entſprach dem Appell. Es wäre inderthat kleinlich geweſen, die Taſchen zu durchſtöbern oder im Futter nach ein paar Münzen zu ſuchen; außerdem hatte ja Manaſſe verſprochen, Papiere und ſonſtiges Wertloſe zurückzuſtellen.

„Gut, gut,“ ſagte er freundlich, getröſtet von dem Gedanken, daß ſeine Kümmerniſſe — für dieſen Tag wenigſtens — ein Ende hatten, „nehmt ſie mit, ſo wie ſie ſind.“

„Es iſt leicht geſagt: nehmt ſie mit,“ antwortete Manaſſe mit einem Anflug von Aerger. „In was aber ſoll ich ſie mitnehmen?“

„Oh — ah — ja! Es muß irgendwo ein Sack herumliegen.“

„Meint Ihr, ich werde ſie in einem Sacke wegtragen? Wollt Ihr, daß ich ausſehe wie einer, der im Hofe „alte Kleider“ ſchreit? Ich muß einen Koffer haben. Im Kofferzimmer habe ich mehrere geſehen.“

„Gut,“ ſagte Grobſtock, „wenn einer leer iſt, könnt Ihr ihn haben.“

Manaſſe legte ſeinen Stock auf den Toilettetiſch und unterſuchte ſorgſam die Koffer. Einige davon ſtanden nachläſſig offen, obwohl in jedem Schloſſe ein Schlüſſel ſteckte. Sie waren mit Grobſtock, der

das Vergnügen ſtets mit dem Geſchäft vereinte, ſehr weit herumgekommen.

„Keiner iſt ganz leer," meldete der Schnorrer, „aber in dieſem da ſind nur ein paar Kleinigkeiten — ein Paar Pluderhoſen und dergleichen. Wenn Ihr mir ſie daher zum Geſchenke macht, wird der Koffer leer ſein, ſo weit es Euch angeht."

„Auch recht," ſagte Grobſtock und lachte thatſächlich. Je näher der Augenblick der Entfernung des Schnorrers rückte, in deſto beſſere Laune geriet er.

Manaſſe ſchleppte den Koffer vors Bett und nun zum erſten Male ſeit ſeiner Rückkehr aus den unteren Regionen betrachtete er den Haufen Kleider, der darauf lag.

Der leichtherzige Philanthrop beobachtete ſein Geſicht und ſah, daß es plötzlich, wie eine Tropenlandſchaft, finſter wurde. Er ſelbſt erblaßte. Der Schnorrer ſtieß einen unartikulierten Schrei aus und warf einen ſeltſam fragenden Blick auf ſeinen Gönner.

„Was giebts jetzt wieder?" ſtammelte Grobſtock.

„Mir fehlt ein Paar Hoſen!"

Grobſtock erblaßte noch mehr. „Unſinn, Unſinn," murmelte er.

„Mir — fehlt — ein — Paar — Hoſen," wiederholte der Schnorrer entſchieden.

„Oh, nein, Ihr habt alle bekommen, die ich entbehren kann," ſagte Grobſtock unſicher.

Der Schnorrer warf haſtig den Haufen durcheinander.

Dann ſprühten ſeine Augen Feuer, und er ſchlug mit der Fauſt auf den Toilettetiſch, um jede Staccatoſilbe zu begleiten.

„Mir — fehlt — ein — Paar — Hoſen,“ ſchrie er.

Der ſchwache, fügſame Geſchenkgeber machte eine böſe Viertelminute durch.

„Vielleicht m—eint Ihr das neue Paar, das mir zufällig darunter kam,“ ſtammelte er endlich.

„Natürlich meine ich das neue Paar. Ihr habt es alſo wieder zurückgenommen, gerade weil ich einen Augenblick nicht hinſah! Ich verließ das Zimmer, weil ich dachte, daß ich es mit einem Ehrenmann zu thun hätte. Wenn Ihr ein altes Paar genommen hättet, würde mir nicht ſoviel daran gelegen ſein; aber einem armen Manne ſeine funkelnagelneuen Hoſen zu rauben!“

„Ich brauche ſie ſelbſt,“ rief Grobſtock gereizt. „Ich muß morgen zu einem Empfang gehen, und ſie ſind das einzige Paar, das ich tragen kann. Ihr ſeht, ich —“

„Es iſt gut,“ unterbrach ihn der Schnorrer mit leiſem, gleichgiltigen Ton.

Daraufhin entſtand Totenſtille. Der Schnorrer faltete majeſtätiſch ein Paar Seidenſtrümpfe zuſammen

und legte ſie in den Koffer. Dann packte er in finſterem, traurigen Stolz die anderen Kleider darauf.

Grobſtocks Seele wurde von Gewiſſensbiſſen gefoltert. Da Coſta beendete ſeine Arbeit, konnte aber den überfüllten Koffer nicht ſchließen. Schweigend ließ Grobſtock ſeine gewichtige Perſönlichkeit auf den Deckel nieder. Manaſſe wehrte die Hilfe weder ab, noch begrüßte er ſie. Nachdem er den Schlüſſel im Schloſſe umgedreht hatte, kippte er den auf dem Koffer Sitzenden ſtumm hinunter und ſchwang jenen ſich mit vollendeter Grazie auf die Schulter.

Dann ergriff er ſeinen Stab und ſchritt aus dem Zimmer. Grobſtock wollte ihm folgen, aber der Schnorrer machte eine abwehrende Handbewegung.

„Alſo am Freitag,“ ſagte der vom Gewiſſen geplagte Magnat ſchwach.

Manaſſe antwortete nicht, ſondern ſchlug die Thür zu, ſolcher Art den Herrn des Hauſes einſperrend.

Grobſtock fiel erſchöpft auf das Bett; er ſah dem wirren Haufen Kleider, deſſen Stelle er einnahm, nicht unähnlich. Nach ein paar Minuten richtete er ſich auf, ging ans Fenſter und beobachtete den Sonnenuntergang hinter den Bäumen des Platzes.

„Auf jeden Fall, jetzt bin ich mit ihm fertig,“ ſagte er und ſummte ein Liedchen vor ſich hin. Das plötzliche Oeffnen der Thür ließ es auf ſeinen Lippen erſtarren. Er fühlte ſich beinahe erleichtert,

als er erkannte, daß der Eindringling blos seine Gattin war.

„Was hast Du mit Wilkinson angefangen?“ rief sie stürmisch. Sie war eine blasse, beleibte Matrone mit einem aufgedunsenen Gesicht und sah beständig aus, als erinnere sie sich an die genaue Ziffer ihrer Mitgift.

„Mit Wilkinson, mein Kind? Nichts.“

„Er ist nicht da; ich brauche ihn, aber die Köchin sagt, daß Du ihn fortgeschickt hast.“

„Ich? O nein,“ entgegnete er, wendete sich aber mit beginnender Unruhe von ihrem skeptischen Blick ab.

Plötzlich erweiterten sich seine Pupillen. Ein Bild von außen hatte sich auf seiner Netzhaut gemalt. Es war das Bild Wilkinsons, des finstern, unbeugsamen Wilkinson, wie er unter dem Koffer gebeugt über den Kies des Platzes schritt. Vor ihm schritt der Schnorrer einher.

Noch nie während der ganzen Dauer seines Dienstes in Goodmanns Fields hatte Wilkinson etwas anderes auf seinem Rücken getragen als seine Livree. Ebenso leicht hätte Grobstock träumen können, daß seine Frau einwilligen würde, Kattun zu tragen. Er rieb sich die Augen, aber das Bild wollte nicht verschwinden.

Er klammerte sich an den Fenstervorhang, um sich aufrecht zu erhalten.

„Meine perſiſchen Vorhänge,“ ſchrie ſeine Frau. „Was geht mit Dir vor?“

„Er muß der Baal Schem ſelbſt ſein,“ keuchte Grobſtock, ohne auf ſie zu achten.

„Was ſiehſt Du?“

„N—ichts.“

Frau Grobſtock näherte ſich ungläubig dem Fenſter und ſtarrte durch die Scheiben. Sie ſah Wilkinſon im Garten, erkannte ihn jedoch in ſeiner neuen Haltung nicht und ſchloß daher, daß die Aufregung ihres Gatten in irgend einer Verbindung zu einer ſchönen Brünette ſtehen müſſe, die in einer Sänfte ſitzend die Kühle des Abends genoß.

Ihr Ton hatte einen Anflug von Schärfe, als ſie ſagte: „Die Köchin beklagt ſich, daß ein kecker Kerl, der Dir Deinen Fiſch nach Hauſe getragen hat, ſie beleidigte.“

„Oh,“ ſagte der arme Grobſtock. Sollte er vor dem Manne nie Ruhe haben?

„Warum haſt Du ihn in die Küche geſchickt?“

Sein Zorn gegen Manaſſe brach durch die Verdrießlichkeit ſeiner Frau von neuem los.

„Mein Kind!“ ſchrie er, „ich habe ihn nirgends hingeſchickt — ausgenommen zum Teufel.“

„Joſef, Du könnteſt eine ſolche Sprache für Ohren von Kreaturen in Sänften aufbewahren!“

Und Frau Grobstock stürmte unter zornigem Rauschen ihres Atlaskleides zur Thür hinaus.

Als Wilkinson matt und müde zurückkehrte — seine Pomphaftigkeit hatte sich ausgeschwitzt — suchte er seinen Herrn mit einer Botschaft auf, die er ihm ausrichtete, ehe die Flut von Fragen von Grobstocks Lippen strömen konnte.

„Herr Da Costa läßt sich empfehlen und läßt sagen, daß er sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen hat, sein Versprechen nicht zu brechen und am Freitag Abend hierher zu kommen."

„Wirklich?" sagte Grobstock grimmig. „Wie kam Er dazu, seinen Koffer zu tragen?"

„Ihr habt es mir ja befohlen, Herr."

„Ich habe es Ihm befohlen!"

„Ich meine, er sagte, Ihr hättet es befohlen," sprach Wilkinson verwundert. „Thatet Ihr es nicht?"

Grobstock zögerte. Da Manasse ja doch sein Gast sein würde, war es unklug, ihn dem Livreebedienten zu verraten, außerdem machte ihm Wilkinsons Demütigung ein geheimes Vergnügen; ohne den Schnorrer hätte er nie erfahren, daß Wilkinsons goldene Schnüre eine fügsame Persönlichkeit verbargen. Das Sprichwort: „Wie der Herr, so der Diener" fiel Grobstock bei dieser Gelegenheit nicht ein.

„Ich meinte nur, daß Er es bis zu einer Kutsche tragen solle," murmelte er.

„Er ſagte, das ſei nicht der Mühe wert, die Entfernung ſei ſo kurz.“

„Ah, Er hat ſein Haus geſehen?“ fragte Grobſtock neugierig.

„Ja, es iſt ein ſchönes Haus in Aldgate mit einem hübſchen Thor und zwei ſteinernen Löwen davor.“

Grobſtock gab ſich große Mühe, nicht überraſcht auszuſehen.

„Ich übergab den Koffer dem Bedienten.“

Grobſtock gab ſich noch größere Mühe.

„Möchtet Ihr es glauben, Herr, zuerſt dachte ich, daß er Euch Euren Fiſch nachtrage,“ ſchloß Wilkinſon mit einem ſchwachen Lächeln. „Er iſt zu ſonderbar angezogen. Er muß wohl ein Original ſein.“

„Ja, ja, ein Sonderling, wie der Baron D'Aguilar, den er oft beſucht,“ ſagte Grobſtock eifrig.

Er dachte bei ſich, ob er nicht wirklich die Wahrheit ſpreche. War er vielleicht das Opfer eines Spaßes, eines Schelmenſtreiches geworden? Drang nicht ein angeborenes, ariſtokratiſches Weſen aus jeder Pore ſeines geheimnisvollen Beſuchers? War nicht jeder Ton, jede Geberde die eines Mannes, der zum Herrſchen geboren iſt?

„Er muß auch bedenken, daß er ein Spanier iſt,“ fügte er hinzu.

„Ach ja, ich verſtehe," ſagte Wilkinſon mit überzeugter Miene.

„Aber ich glaube wohl, daß er ſich wie alle anderen Leute anzieht, wenn er außer Haus diniert oder ſoupiert," fügte Grobſtoff leichthin hinzu. „Ich brachte ihn nur zufällig ins Haus. Aber gehe Er jetzt zu ſeiner Herrin; ſie braucht Ihn.

„Ja, Herr. Aber richtig, ich vergaß Euch zu ſagen: er hofft, daß Ihr ihm ein Stück von ſeinem Lachs aufheben werdet."

„Geh' Er zu ſeiner Herrin!" — —

„Du haſt mir nicht geſagt, daß am Freitag ein ſpaniſcher Edelmann zu uns kommt," ſprach ſpäter am Abend ſeine Gattin zu ihm.

„Nein," gab er kurz zu.

„Aber wird einer kommen?"

„Nein — wenigſtens kein Edelmann."

„Wer denn? Ich muß alſo durch meine Dienſtboten von meinen Gäſten erfahren."

„Offenbar."

„Und Du hältſt das für richtig?"

„Mit Deinen Dienſtboten zu klatſchen? Gewiß nicht."

„Wenn mein Gatte mir nichts ſagen will — wenn er nur Augen für Sänften hat —"

Joſef hielt es für das Beſte, ſeine Frau zu küſſen.

„Es iſt wohl einer Deiner Mitdirektoren in der Kompagnie?“ fragte ſie nun etwas milder.

„Ein Mitbruder in Israel. Er hat verſprochen, um ſechs Uhr zu kommen.“

Manaſſe war auf die Minute pünktlich. Wilkinſon führte ihn ins Zimmer. Die Wirtin hatte ihre ſchönſten Kleider angelegt, um einer Situation Ehre zu machen, der ihr Gatte ſo hoffnungsvoll entgegenſah, als er nur konnte.

Sie ſah in einem Kleid aus blauer Seide ſtrahlend aus; ihr Haar war in einem Zopf friſiert, und um ihren Hals lag eine „esclavage“, die aus Gewinden von Goldketten beſtand. Die Sabbattafel mit ihren ſchweren ſilbernen Armleuchtern, der Kaffeemaſchine, dem Trinkbecher, den Blumenvaſen und Obſtſchalen ſah ebenfalls feſtlich aus. Das Speiſezimmer ſelbſt war ein hübſches Gemach; die Buffets glänzten von venetianiſchem Glas und Dresdener Porzellan, und da und dort trugen vergoldete Piedeſtale Kugeln mit Gold- und Silberfiſchen.

Bei dem erſten Blick auf ſeinen Gaſt erſtarrte Grobſtocks Blut zu Eis: Manaſſe hatte kein Haar auf ſeinem Haupte, kein einziges ſeiner Kleidungsſtücke geändert. Bei dem nächſten Blick begann Grobſtocks Blut zu ſieden. Hinter Manaſſe zeigte ſich eine zweite Geſtalt — ein zweiter Schnorrer, kleiner und ſogar ſchmutziger als Da Coſta, ſeiner Würde ganz

entbehrend, ein plumper und gebückter Schnorrer, mit einem ſchmeichelnden Grinſen auf dem ſchmutzigen, haarigen Geſicht. Keiner von beiden nahm die Kopfbedeckung ab.

Frau Grobſtock blieb vor Erſtaunen auf ihrem Stuhl wie angewurzelt ſitzen.

„Friede ſei mit Euch,“ ſprach der König der Schnorrer, „ich habe meinen Freund, Jankele ben Fizchok mitgebracht, von dem ich Euch erzählte.“

Jankele nickte, breiter als gewöhnlich grinſend.

„Ich habe nie etwas davon gehört, daß er mitkommen ſoll,“ entgegnete Grobſtock mit zorngerötetem Geſicht.

„Habe ich Euch nicht geſagt, daß er jeden Freitag Abend bei mir ſpeiſt?“ erinnerte Manaſſe ihn ruhig. „Es iſt ſehr gütig von ihm, mich ſogar hierher zu begleiten — ſo haben wir Meſuman.“

Der Wirt warf, ganz außer ſich, einen verſtohlenen Blick auf ſeine Frau. Offenbar wußte ſie nicht, wo ihr der Kopf ſtand; die Wahrnehmung ihrer Sinne kämpfte mit unbeſtimmten Zweifeln an den Möglichkeiten ſpaniſchen Grandentums und einem ſchwachen Glauben an die Zurechnungsfähigkeit ihres Gatten.

Grobſtock beſchloß, ſich ihre Zweifel zu Nutze zu machen.

„Mein Kind,“ ſagte er, „das iſt Herr Da Coſta.“

„Manaſſe Bueno Barzillai Azevedo Da Coſta,“ ſagte der Schnorrer.

Die Dame ſchien ein bischen überraſcht und verblüfft zu ſein. Sie verbeugte ſich, aber die bewillkommenden Worte gefroren noch immer in ihrer Kehle.

„Und das iſt Jankele ben Jizchok,“ fügte Manaſſe hinzu.

„Es iſt ein armer Freund von mir. Ich zweifle nicht, Frau Grobſtock, daß Ihr als eine fromme Frau, als die Tochter von Moſes Bernberg (ſein Andenken ſei geſegnet!) vorziehen werdet, wenn Drei das Tiſchgebet ſprechen.“

„Jeder Freund von Euch iſt mir willkommen!“ Sie hörte ihre Lippen die konventionellen Worte murmeln, ohne daß ſie imſtande war, ſie zurückzuhalten.

„Auch daran habe ich nie gezweifelt,“ ſagte Manaſſe liebenswürdig. „Iſt denn nicht die Gaſtfreundſchaft von Moſes Bernbergs ſchöner Tochter etwas Sprichwörtliches?“

Moſes Bernbergs Tochter konnte das nicht leugnen; ihr Salon war das Stelldichein reicher Handlungsreiſender, Makler und Bankiers, dann und wann gemiſcht mit jungem und altem Blut nicht jüdiſchen oder gar keinen Glaubens. Aber noch nie war ſie einer ſo großartig ſchäbigen Perſönlichkeit begegnet, noch nie hatte ſich ihre ſprichwörtliche Gaſtfreundſchaft auf einen ſo gediegen ſchmutzigen,

polniſchen Schnorrer ausgedehnt. Joſef wagte nicht, ihrem Blick zu begegnen.

„Setzt Euch dorthin, Jankele,“ ſagte er eilig in geiſterhaft heiterem Tone und wies ihm einen Stuhl ſo weit als möglich von der Wirtin an. Manaſſe plazierte er neben dem polniſchen Paraſiten und ließ ſich dann ſelbſt als Puffer zwiſchen ſeinen Gäſten und ſeiner Gattin nieder.

Er brannte vor innerlicher Empörung über die vergebliche Plünderung ſeiner Garderobe, wagte aber nicht, in Gegenwart ſeiner Gattin etwas zu ſagen.

„Es iſt eine ſchöne Sitte, die mit dem Sabbatgaſt, nicht wahr, Frau Grobſtock?“ begann Manaſſe, indem er ſeinen Sitz einnahm. „Ich vernachläſſige ſie nie — ſelbſt wenn ich wie heute Abend mein Sabbatmahl außer dem Hauſe nehme.“

Das frühere Fräulein Bernberg erinnerte ſich plötzlich an die gute, alte Zeit; denn ihr Vater, der, wie ſich ein Spaßvogel jener Periode ausgedrückt hatte, ſeine Zeit zwiſchen der Thora und dem Profit teilte, war ein Träger der alten Tradition geweſen. Vielleicht hatten ſich jene altmodiſchen Sitten, die für beſſere Zeiten nicht paßten, unter den ſpaniſchen Granden länger erhalten.

Während der ſepharbiſche Schnorrer ſeine Kaffeetaſſe aus Wilkinſons Händen entgegennahm, ergriff ſie die Gelegenheit, ihren Gatten darüber zu befragen,

und er war so schwach, sie in ihrer Illusion zu unterstützen. Er wußte, es hatte keine Gefahr, daß Manasses Bettlerstand zu Tage treten könne; von den Lippen dieses Herrn würde schwerlich ein Ausdruck der Dankbarkeit fallen. Er gab ihr sogar zu verstehen, daß Da Costa sich so schäbig kleide, um seinen armen Freund zu schonen. Nichtsdestoweniger empfand Frau Grobstock, obwohl sie für solche Don Quixoterien Bewunderung empfand, einen gewissen Aerger darüber, daß man sie mit hineinzog. Sie hatte das Gefühl, daß eine solche Wohlthätigkeit zu Hause beginnen und enden müsse.

„Ich sehe, Ihr habt mir ein Stück Lachs aufgehoben," sagte Manasse.

„Was für ein Lachs war das?" fragte die Wirtin, die Ohren spitzend.

„Der, den ich am Mittwoch von Herrn Da Costa bekam," fiel der Wirt ein.

„Oh der! Der war köstlich. Es war wirklich sehr liebenswürdig von Euch, Herr Da Costa, uns ein so hübsches Geschenk zu machen," sprach die Wirtin, deren Aerger abnahm. „Wir hatten gestern Gesellschaft, und alles lobte ihn so, bis nichts davon übrig war. Das ist ein anderer, aber ich hoffe, er schmeckt Euch auch," schloß sie ängstlich.

„Ja, er ist sehr gut, sehr gut. Wirklich, ich kann mich nicht erinnern, wo ich einen besseren gegessen habe,

ausgenommen bei dem Präsidenten des Deputados. Aber Jankele ist ein Fischkenner, der nicht leicht zufriedenzustellen ist. Was meint Ihr, Jankele?"

Jankele gab schmatzend einen undeutlichen Billigungslaut von sich.

„Nehmt Euch noch etwas Butterbrot, Jankele," sagte Manasse. „Thut, als wenn Ihr zu Hause wäret — vergeßt nicht, Ihr seid mein Gast." Still fügte er hinzu: „Die andere Gabel."

Grobstocks Gereiztheit machte sich in der Klage Luft, daß dem Salat Essig fehle.

„Wie kannst Du das sagen? Er ist großartig," sprach Frau Grobstock. „Salat ist die Spezialität der Köchin."

Manasse kostete ihn mit kritischer Miene. „Bei Salat muß man mich fragen," sagte er. „Essig fehlt nicht, aber ein bischen Oel mehr könnte sicherlich nicht schaden," lautete sein Verdikt. „Oh, niemand kann Salat so anmachen, wie Heymann."

Heymanns, des koscheren Koches Ruhm, der die großen Diners in der Londoner Taverne leitete, war bis zu Frau Grobstocks Ohren gedrungen und machte großen Eindruck auf sie.

„Man sagt, sein Backwerk soll gut sein," bemerkte sie, um zu zeigen, daß sie auf dem Laufenden sei.

„Ja," sagte Manasse, „in Hefenteig und in Blätterteig steht er einzig da."

„Die Torten unſerer Köchin ſind gerade ſo gut,“ rief Grobſtock unwillig.

„Das werden wir ſehen,“ antwortete Manaſſe vorſichtig. „Freilich, Mandelkuchen kann Heymann ſelber nicht beſſer machen, als die, die ich von meinem Vetter Barzillai von Fenchurch-Street bekomme.

„Euer Vetter?“ rief Grobſtock. „Der weſtindiſche Kaufherr?“

„Jawohl — früher in Barbadoes. Auf jeden Fall aber verſteht Eure Köchin, Kaffee zu machen, obwohl ich Euch ſage, daß Ihr ihn nicht direkt von der Plantage bezieht, wie die Vorſteher meiner Synagoge.“

Grobſtock wurde wieder einmal von der Neugierde geſtachelt, die Identität des Schnorrers zu erfahren.

„Ihr werft mir vor, daß ich ſteinerne Figuren in meinem Hauſe habe,“ ſagte er kühn. „Wozu habt Ihr dann Löwen vor dem Eurigen?“

„Ich habe keine Löwen,“ ſagte Manaſſe.

„Wilkinſon hat es mir erzählt. Nicht wahr, Wilkinſon?“

„Wilkinſon iſt ein Verleumder. Das war das Haus von Nathaniel Furtado.“

Grobſtock wollte ſchier vor Aerger erſticken. Er durchſchaute ſofort, daß der Schnorrer die Kleider einfach direkt zu einem reichen Trödler hatte tragen laſſen.

„Nehmt Euch in Acht," rief der Schnorrer ängſtlich, „Ihr ſpritzt die Sauce über die ganze Weſte, ohne Rückſicht auf mich."

Joſef beherrſchte ſich mit größter Mühe. Eine offene Diskuſſion hätte ſeiner Frau die Sachlage verraten, und er war bereits in Lügen zu tief verſtrickt.

Aber es gelang ihm, Manaſſe zornig zuzuflüſtern: „Warum habt Ihr Wilkinſon geſagt, ich hätte ihm befohlen, Euren Koffer zu tragen?"

„Um Euch in ſeinen Augen zu erhöhen. Wozu ſollte er erfahren, daß wir uns gezankt hatten? Er würde gedacht haben, daß Ihr unhöflich gegen Euren Gaſt ſeid."

„Das iſt alles ſehr ſchön, aber warum habt Ihr meine Kleider verkauft?"

„Ihr habt doch nicht erwartet, daß ich ſie tragen würde? Nein, ich kenne meine Stellung, Gott ſei Dank."

„Was ſagt Ihr da, Herr Da Coſta?" fragte die Wirtin.

„O, wir ſprachen von Don Mendoza," antwortete Grobſtock mit geläufiger Zunge. „Wir ſind neugierig, ob er Dick Humphreys in Doncaſter ſchlagen wird."

„O, Joſef, haſt Du von Don Mendoza beim geſtrigen Souper nicht genug gehabt?" rief ſeine Frau proteſtierend.

„Ueber ſolche Gegenſtände pflege ich nie zu ſprechen," ſagte der Schnorrer, indem er ſeinen Wirt mit vorwurfsvollem Blicke betrachtete.

Grobſtock ſtieß ihn verzweifelt mit dem Fuße unter dem Tiſche an. Er wußte, daß er dem König der Schnorrer ſeine Seele verkaufte, war aber zu ſchwach, um dem Moment entgegenzutreten.

„Nein, Da Coſta thut es gewöhnlich nicht," gab er zu, „da aber Don Mendoza ein Portugieſe iſt, fragte ich ihn zufällig, ob er je in der Synagoge zu ſehen wäre."

„Ich möchte unſeren Don Mendoza gern für Euern David Lewy austauſchen," ſagte Da Coſta ſtreng.

David Lewy war die litterariſche Zierde des Ghetto, ein Hutmacher, der hebräiſche Philologie und die Muſen pflegte und in Verteidigung ſeines Glaubens eine Lanze mit Dr. Prieſtley, dem Entdecker des Oxygens, und Tom Payne, dem Entdecker der Vernunft, gebrochen hatte.

„Pah, David Lewy, der verrückte Hutmacher!" rief Grobſtock. „Er ſchlägt aus ſeinen Büchern gar nichts heraus."

„Ihr ſolltet auf mehrere Exemplare ſubſkribieren," entgegnete Manaſſe.

„Ja, wenn Ihr ſie ſchreiben würdet," entgegnete Grobſtock mit einer Grimaſſe.

„Ich habe sechs Exemplare seiner „Lingua Sacra“ und ein Dutzend Exemplare von seiner Pentateuch-Uebersetzung,“ erklärte Manasse mit Würde.

„Ja, Ihr könnt es erschwingen,“ höhnte Grobstock mit grimmigem Humor. „Ich muß mir mein Geld verdienen.“

„Trotzdem ist es sehr gut von Herrn Da Costa,“ fiel die Wirtin ein. „Wie viele Leute, die für großen Reichtum geboren sind, verhalten sich gegen Gelehrsamkeit ganz gleichgiltig.“

„Richtig, sehr richtig,“ sagte Da Costa, „die Meisten sind Amrazim. *)“

Nach dem Abendessen stimmte er, von Jankele unterstützt, fröhlich das Tischgebet an, und ehe er sich entfernte, sagte er zu der Wirtin: „Möge der Herr Euch mit Kindern segnen!“

„Ich danke Euch,“ antwortete sie sehr bewegt.

„Es wäre mir sehr angenehm, wenn Ihr mir die Hand Eurer Tochter anvertrauen würdet, falls Ihr eine hättet.“

„Ihr seid sehr liebenswürdig,“ murmelte sie, aber der Ausruf ihres Gatten übertönte ihre Worte: „Die Hand meiner Tochter — Euch!“

„Gewiß, wer bewegt sich in besseren Kreisen als ich? — Wer würde so leicht imstande sein, eine passende Partie für sie zu finden?

*) Ignoranten.

„Oh, in dieſem Sinne," ſagte Grobſtock in einer Hinſicht beſänftigt, in der andern gereizt.

„In welchem Sinne ſonſt? Ihr glaubt doch nicht, daß ich, ein Sephardi, ſie ſelbſt haben wollte?"

„Meine Tochter braucht Euern Beiſtand nicht," antwortete Grobſtock kurz.

„Noch nicht," ſtimmte Manaſſe zu, indem er ſich erhob. „Aber wo werdet Ihr, wenn die Zeit kommt, einen beſſeren Schadchen finden? Ich habe bei der Verheiratung der Töchter größerer Männer als Ihr es ſeid die Hand im Spiele gehabt. Seht Ihr, wenn ich ein Mädchen oder einen jungen Mann empfehle, ſo kenne ich ſie nicht blos oberflächlich, ich habe ſie in der Vertraulichkeit ihres Hauſes geſehen — vor Allem bin ich imſtande zu ſagen, ob ſie einen guten, wohlthätigen Charakter haben. Gut Schabbes!"

„Gut Schabbes!" murmelten Wirt und Wirtin, Abſchied nehmend.

Frau Grobſtock dachte bei ſich, daß er ihr trotz aller ſeiner großen Bekanntſchaft die Hand hätte reichen können.

„Hier geht es hinaus, Jankele," ſagte Manaſſe, indem er ihm die Thür zeigte. „Ich freue mich wirklich, daß Ihr kommen konntet — Ihr müßt wiederkommen."

3. Kapitel.

(Zeigt, wie Seine Majestät ins Theater ging und wie seine Tochter gefreit ward.)

Während Manasse der Große, erster Bettler von Europa, in Begleitung seines polnischen Parasiten durch Goodmansfield schlenderte, und beide in heiterer Ruhe das von dem Schatzmeister der großen Synagoge, Josef Grobstock, gelieferte Abendbrot verdauten, durchdrang plötzlich eine kriegerische Musik die stille Abendluft und ließ die Pulse der Schnorrer höher schlagen.

Aus dem Platze trat ein Trupp Rekruten in der kleidsamen weißen Uniform hervor, gegen die sich die berittenen Offiziere in ihren blauen Mänteln und Beinkleidern mit roten Streifen malerisch abhoben.

„Ah," sagte Da Costa mit schwellender Brust, „dort gehen meine Soldaten."

„Eure Soldaten?" rief Jankele erstaunt.

„Ja, seht Ihr nicht, daß sie in das Indische Haus in Leadenhall Street zurückkehren*)?"

„Nu, und wenn auch?" sagte Jankele achselzuckend und die Handflächen ausstreckend.

„Und wenn! Ihr habt doch gewiß nicht vergessen, daß der Tölpel, in dessen Hause ich Euch eben bewirtete, ein Direktor der ostindischen Kompagnie ist, deren Soldaten diese dort sind."

---

*) Das Haus der Ostindischen Kompagnie in London.

„Oh,“ sagte Jankele, und sein mystifizierter Gesichtsausdruck machte einem Lächeln Platz. Das Lächeln verschwand bei dem strengen Blick des Spaniers, und er beeilte sich, seine Belustigung zu verbergen. Jankele war von Natur ein Hanswurst, und es kostete ihn große Mühe, seinen Gönner so ernsthaft zu nehmen, wie dieser Potentat sich selbst nahm. Vielleicht hätte Manasse Bueno Barzillai Azevedo Da Costa weniger Macht gehabt, wenn er mehr Humor gehabt hätte. Die Männer der That sind auf einem Auge blind. Cäsar würde nicht gekommen sein und nicht gesiegt haben, wenn er wirklich gesehen hätte. Der Gönner, durch das flüchtige Blinzeln im Auge des Schützlings verletzt, ging schweigend in gleichem Schritt mit der Militairmusik weiter.

„Ein schöner Abend,“ bemerkte Jankele demütig.

Die Worte waren seinen Lippen kaum entfahren, als er sich bewußt ward, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Der Mond guckte hinter einer weißen Wolke hervor, die Luft war mild, Schatten vom Laub lagen quer über dem Wege, und die Musik spielte ein Lied von Liebe und Tapferkeit. Jankele mußte plötzlich an Da Costas liebliche Tochter denken; ihr Gesicht schwebte im Mondenschein. Manasse zuckte unbesänftigt die Achseln.

„Wenn man gut zu Abend gegessen hat, ist es immer ein schöner Abend,“ sagte er ärgerlich. Es

war, als hätte die Wolke den Mond überzogen, und ein dichter Schleier fiel über das Geſicht der lieblichen Tochter Da Coſtas. Aber Jankele faßte ſich raſch.

„Ach ja,“ ſagte er, „der heitige Abend iſt geworden durch Euch wirklich ſchön für mich.“ Der König der Schnorrer winkte abwehrend mit ſeinem Stabe. „Es is immer ein ſcheener Abend für mich, wenn ich mit Euch beiſamm bin,“ fügte Jankele unverzagt hinzu.

„Es iſt doch ſeltſam,“ entgegnete Manaſſe ſinnend. „Wie kommt es, daß ich einen in mein Haus und an Grobſtocks Tiſch geführt habe, der doch eigentlich nur mein Halbbruder in Israel iſt?“

„Aber Grobſtock iſt auch ein Tedesko,“ proteſtierte Jankele.

„Das iſt auch etwas, worüber ich mich wundere,“ entgegnete Da Coſta. „Ich kann gar nicht verſtehen, wieſo ich mit ihm ſo befreundet werden konnte.“

„Seht Ihr,“ rief der Tedesko ſchüchtern, „vielleicht würdet Ihr geheiratet haben mit der Zeit ſogar Grobſtocks Tochter, wenn er wirklich hätte eine.“

„Hütet Eure Zunge. Ein Sephardi kann eine Tedesko nicht heiraten, es wäre eine Erniedrigung.“

„Ja, aber verkehrt — ein Tedesko kann heiraten eine Sephardi, nicht wahr? Das iſt eine Erhöhung. Wenn Grobſtocks Tochter Euch geheiratet hätte, würde ſie geheiratet haben über ihren Stand hinaus,“ ſchloß er mit unſchuldiger Miene.

„Das ist wahr," gab Manasse zu. „Aber da Grobstocks Tochter nicht existiert, meine Frau dagegen ja" —

„Ah, aber wenn Ihr wäret an meiner Stelle," sagte Jankele, „wen würdet Ihr lieber heiraten, eine Tedesko oder eine Sephardi?"

„Natürlich eine Sephardi. Aber . . ."

„Ich werde folgen Eurem Rat," fiel der Pole hastig ein. „Ihr seid der kligste Mensch, den ich je gekannt hab."

„Aber", wiederholte Manasse.

„Leugnet es nicht, Ihr seids. Ich werde mir sofort aussuchen ein sephardisches Mädchen und sie heiraten. Vielleicht setzt Ihr auf Eurer Güte die Krone und sucht eine für mich aus. Nu?"

Manasse war sichtlich besänftigt.

„Woher soll ich Euren Geschmack kennen?" fragte er zögernd.

„Oh, jedes spanische Mädchen wäre ein Glick für mich, selbst wenn sie hätte ein Gesicht wie eine Peßach-Matze," antwortete Jankele. „Aber ich zieh doch vor eine Pfingstblume".

„Was für eine Art von Schönheit gefällt Euch am besten?"

„Die Eurer Tochter," antwortete der Pole plump.

„Solche giebt es nicht viele," sagte Da Costa ahnungslos.

„Nein, sie ist wie die Rose von Saron, aber es giebt auch nicht viele so schöne Väter.“

Manasse dachte nach. „Vielleicht Gabriel, des Totengräbers Tochter. Es heißt, daß sie eine gute Figur und ein gutes Benehmen habe.“

„Puh, der Auswurf! Sie ist so häßlich, daß sie abhält den Messias zu kommen! Sie ist ja dem Vater aus dem Gesicht geschnitten! Auch bedenkt seine Beschäftigung! Ihr würdet mir doch nicht raten, in eine so gewöhnliche Familie hineinzuheiraten. Seid Ihr nicht mein Wohlthäter?“

„Nun, ich weiß kein hübsches Mädchen, das für Euch passend wäre.“

Jankele blickte ihn mit einem schelmischen, schmeichelnden Lächeln an.

„Sagt das nicht. Habt Ihr nicht gesagt Grobstock, daß Ihr seid der erste Schadchen von der Welt?

Aber Manasse schüttelte den Kopf.

„Nein, Ihr habt ganz Recht,“ sagte Jankele demütig. „Ich werde kein wirklich scheenes Mädchen bekommen, wenn ich nicht Eure Deborah selber heirate.“

„Ich fürchte es selbst,“ meinte Manasse teilnahmsvoll.

Jankele raffte seinen Mut zusammen.

„Ach, warum kann ich nicht hoffen, Euch Schwiegervater zu nennen?“

Ein Zucken des Erſtaunens und der Empörung verzerrte Manaſſes Geſicht. Er blieb ſtehen.

„Das muß ein ſcheenes Stück ſein," ſagte Jankele raſch, indem er auf ein flammendes Gemälde zeigte, das ein ſchreckliches, über einem düſteren Graben ſchwebendes Geſpenſt darſtellte.

Sie waren in Leman Street angelangt und ſtanden nun vor Goodman Fields Theater. Manaſſes Geſicht erhellte ſich.

„Das iſt „das Geſpenſt des Schloſſes." Möchtet Ihr Euch es gerne anſehen?"

„Aber es iſt ja ſchon halb zu Ende."

„O nein," ſagte Da Coſta, den Theaterzettel betrachtend. „Man hat zuerſt eine Poſſe gegeben. Es iſt noch nicht ſpät, das Trauerſpiel fängt gerade an."

„Aber es iſt ja heute Sabbat — wir dirfen nicht zahlen."

Eine gerechte, zornige Empörung verdunkelte abermals Manaſſes Geſicht.

„Glaubt Ihr, daß ich zahlen werde?" keuchte er.

„Nein," ſtammelte der Pole beſchämt, „aber Ihr habt ja keine Freikarten."

„Freikarten? Ich? Wollt Ihr mir das Vergnügen machen, einen Sitz in meiner Loge anzunehmen?"

„In Eurer Loge?"

„Ja, es iſt Platz genug darin, kommt nur mit," ſagte Manaſſe. „Ich bin ſchon mehr als ein Jahr

nicht im Theater gewesen, ich hatte immer so viel zu thun; es wird eine angenehme Zerstreuung sein."

Der entsetzte Jankele wagte sich nicht vor.

„Durch die Thür dort," sprach Manasse aufmunternd. „Kommt nur — Ihr müßt vorangehen."

„Aber sie werden mich nicht lassen herein."

„Nicht hineinlassen? Wenn ich Euch einen Sitz in meiner Loge gebe? Seid Ihr verrückt? Nun sollt Ihr gerade ohne mich hineingehen — ich bestehe darauf. Ich werde Euch zeigen, daß Manasse Bueno Barzillai Azevedo Da Costa ein Mann ist, dessen Wort das Gesetz Moses ist, wahr wie der Talmud. Geht gerade durch das Thor und wenn der Thürsteher Euch aufhalten will, so sagt ihm einfach, daß Herr Da Costa Euch einen Sitz in seiner Loge gegeben habe."

Jankele, der nicht wagte, Zweifel zu zeigen — ja, er vertraute der Macht seines Beschützers — setzte den Fuß auf die Schwelle des Gebäudes.

„Aber Ihr kommt doch auch mit?" sagte er, indem er sich umwendete.

„O ja, ich werde die Vorstellung nicht versäumen, seid ohne Sorge."

Jankele schritt kühn weiter und strich keck an dem Thürsteher des kleinen Theaters vorbei, scheinbar ohne ihn zu bemerken; inderthat wollte der Diener den Schnorrer auch vorbeilassen, ohne ihn zu fragen, als

ſei er im Zwiſchenakt hinausgegangen, aber für etwas Anderes als das Stehparterre ſah der Beſucher doch zu ſchmutzig aus — er hatte etwas von jenen namenloſen Weſen an ſich, die in geheimnisvoller Weiſe in den hintern Teilen der Theater umherlungern. Der Diener, ein ſanftmütiger, kleiner Londoner, beſann ſich noch zur rechten Zeit und ſchrie dem Eindringling ein aufhaltendes „He“ nach.

„Was wollt Ihr?“ ſagte Jankele den Kopf wendend.

„Wo iſt Euer Billet?“

„Ich brauche kein Billet.“

„Wirklich nicht? Aber ich brauche es,“ entgegnete der kleine Mann, der ein Humoriſt war.

„Herr Da Coſta hat mir gegeben einen Sitz in ſeiner Loge.“

„Wirklich? Würdet Ihr darauf ſchwören?“

„Bei meinem Leben, er hat ihn mir gegeben.“

„Einen Sitz in ſeiner Loge?“

„Ja.“

„Herr Da Coſta, habt Ihr geſagt?“

„Ja wohl.“

„So, dann geht hier hinaus.“ Und der Humoriſt deutete auf die Straße.

Jankele rührte ſich nicht von der Stelle.

„Hier hinaus, Mylord,“ rief der kleine Humoriſt gebieteriſch.

„Ich ſag' Euch: ich gehe in die Loge von Herrn Da Coſta."

„Und ich ſage Euch: marſch hinaus!" Und der Diener packte ihn beim Genick, indem er ihn mit ſeinen Knien vorwärts zu ſtoßen begann.

„Heda, was bedeutet das?"

Eine ſtrenge, zornige Stimme ſchlug wie ein Donner an das Ohr des Humoriſten. Er ließ den Schnorrer los, ſchaute auf und erblickte eine ſeltſame, ſchäbige, kräftige Geſtalt, die in finſterer Majeſtät vor ihm ſtand.

„Warum ſtoßt ihr dieſen armen Mann?" fragte Manaſſe.

„Er wollte ſich einſchleichen," antwortete der kleine Londoner halb entſchuldigend, halb ärgerlich. „Er hat mir Flauſen vorgemacht — ſchwatzte ein tolles Zeug von einem Sitz in einer Loge."

„Wohl in der Loge des Herrn Da Coſta?" ſagte Manaſſe mit niederſchmetternder Ruhe und einem drohenden Blitzen der Augen.

„Ja," antwortete der Humoriſt erſtaunt und etwas erſchrocken.

Aber nun brach der Sturm los.

„Frecher Kerl! Niedriger, jämmerlicher Geſelle! Ihr weigert Euch alſo, meinen Gaſt in meine Loge zu führen."

„Seid Ihr Da Coſta?" ſtammelte der Humoriſt.

„Ja, ich bin Herr Da Costa, Ihr aber werdet nicht länger Thürsteher sein, wenn Ihr Leute, die sich Euere Stücke ansehen wollen, derart behandelt. Weil der Mann hier arm aussieht, glaubt Ihr, ihn ungestraft beleidigen zu können —. Verzeiht mir, Jankele, es thut mir so leid, daß ich nicht vor Euch herkommen und Euch diese beleidigende Behandlung ersparen konnte! Aber, was Euch betrifft, mein feiner Herr, so laßt Euch von mir sagen, daß Ihr einen großen Irrtum begeht, wenn Ihr nach dem äußeren Schein urteilt. Ich habe einige gute Freunde, die Euer Theater und Euch und Euere erbärmliche, kleine Seele aufkaufen könnten, aber wenn Ihr sie ansehtt, würdet Ihr glauben, daß sie Höker sind. Eines schönen Tages — hört Ihr's — werdet Ihr eine hohe Persönlichkeit hinauswerfen und selber hinausgeworfen werden."

„Es — es thut mir sehr leid, Herr."

„Das habt Ihr nicht mir zu sagen, bittet meinen Gast um Entschuldigung. Ja, bei Gott, Ihr werdet ihn um Entschuldigung bitten, obwohl er kein Geldaristokrat ist, sondern das, was er scheint. Weil ich einem armen Manne, der vielleicht noch nie in seinem Leben im Theater gewesen ist, ein Vergnügen machen möchte, brauche ich ihn doch sicherlich nicht auf die Galerie zu schicken. Ich kann ihm einen Winkel in meiner Loge einräumen, wenn es mir paßt. Ein solches Verbot besteht doch nicht, glaube ich."

„Nein, Herr, das kann ich nicht ſagen," antwortete der Humoriſt demütig. „Aber Ihr werdet doch zugeben, Herr, daß ſo etwas ziemlich ungewöhnlich iſt."

„Ungewöhnlich? Natürlich iſt es ungewöhnlich. Güte und Rückſicht gegen die Armen ſind immer ungewöhnlich. Die Armen werden bei jeder Gelegenheit wie Hunde getreten, nicht wie Menſchen behandelt. Wenn ich einen betrunkenen Laffen eingeladen hätte, wäret Ihr ihm mit dem Hut in der Hand entgegen gegangen. (Nein, jetzt braucht ihr ihn nicht vor mir abzunehmen, jetzt iſt es zu ſpät.) Aber ein nüchterner, braver Mann. — Bei Gott, ich werde Eure Unhöflichkeit der Direktion berichten, und Ihr könnt von Glück ſagen, wenn ich Euch nicht obendrein mit dieſem Stock durchdreſche."

„Aber woher ſollte ich wiſſen, Herr . . . ?

„Mit mir habt Ihr nicht zu ſprechen, ſage ich Euch; wenn Ihr Etwas zur Milderung Eures Benehmens thun wollt, ſo wendet Euch an meinen Gaſt."

„Laßt es für diesmal hingehen, Herr," ſagte der kleine Humoriſt zu Jankele gewandt.

„Nächſtes Mal werdet Ihr mir vielleicht glauben, wenn ich ſag', ich hab' einen Sitz in der Loge vom Herrn Da Coſta," antwortete Jankele mit ſanftem Vorwurf.

„Nun, wenn Ihr zufrieden ſeid, Jankele, ſo habe ich nichts mehr zu ſagen," ſprach Manaſſe mit

einem Anflug von Verachtung. „Vorwärts, Mann, zeig uns unſere Loge.“

Der Diener verbeugte ſich und führte ſie in den Korridor. Plötzlich drehte er ſich um.

„Welche Loge iſt es, bitte?“ fragte er ſchüchtern.

„Dummkopf,“ rief Manaſſe. „Welche Loge ſollte es denn ſein? Natürlich die leere.“

„Aber Herr, es ſind zwei Logen leer,“ ſprach der arme Humoriſt demütig, „die Proſzeniumsloge und die eine oben bei der Galerie.“

„Tölpel, ſehe ich wie Jemand aus, der ſich mit einer Loge unter der Decke begnügt? Geht auf Euren Poſten zurück, Herr — ich werde die Loge ſchon ſelber finden — der Himmel ſende Euch Weisheit — geht zurück, ſonſt ſchleicht ſich Jemand in Eurer Abweſenheit ein, und das würde Euch recht geſchehen.“

Der kleine Mann, froh dieſer überwältigenden Perſönlichkeit zu entgehen, ſchlich halb betäubt zurück. Ein paar Minuten ſpäter ſtolzierte Manaſſe in die leere Loge, gefolgt von Jankele, deſſen Mund ein einziges Grinſen und deſſen Augen ein einziges Blinzeln waren. Gerade als der Spanier ſich auf ſeinen Sitz niederließ, erhob ſich ein leichtes Klatſchen und Stampfen, da das Haus das Ende des Zwiſchenaktes ungeduldig erwartete.

Manaſſe ſteckte den Kopf zur Loge hinaus, um ſich das Publikum anzuſehen; dieſes, über jede Ablenkung erfreut, reckte ſich ebenfalls, um ihn zu ſehen, und einige Leute, die ſich einbildeten, daß das Beifallklatſchen dem neuen Ankömmling galt, deſſen Kopf der eines vornehmen Fremden zu ſein ſchien, klatſchten mit.

Das Contagium verbreitete ſich, und im Nu war Manaſſe der Zielpunkt aller Augen und der offenbare Empfänger einer Ovation. Er verbeugte ſich zwei oder drei Mal mit ruhiger Würde.

Es gab auch Einige, die ihn erkannten, aber ſie ſtimmten mit beluſtigtem Erſtaunen in den Empfang ein.

Inderthat, nicht wenige unter den Zuhörern waren Juden, denn Goodmansfields war das Ghettotheater. Die Zuhörer, zumeiſt Deutſche und Polen, kamen wie eine glückliche Familie in das kleine, unelegante Theater. Rangunterſchiede wurden nicht beachtet und die Galerie verkehrte mit den Rangſitzen, das Parterre fraternisierte mit den Logen. Auf den Bänken wurden Soupers abgehalten.

In der Parterreloge ſaß ſteif eine nach der neuſten Mode gekleidete, ſtattliche Jüdin; ſie trug ein Kleid aus beſtlittertem indiſchem Mouſſelin, ein Halsband und einen Halbmond aus Diamanten und ihr Kopf war mit Terraſſen von Locken und Blumen gekrönt.

„Betſy," rief eine joviale Frauenſtimme aus dem Parterre herauf, nachdem der Applaus nachgelaſſen

hatte. Betsy rührte sich nicht, aber ihre Wangen wurden rot und heiß. Sie war in der Welt vorwärts gekommen und hatte keine Lust, die alte Kameradin zu erkennen.

„Betsy," wiederholte die Frau, die es gut meinte, „ich und Du sollen so leben, Du mußt ein Stück von meinem Fisch kosten." Und sie hielt ein schönes, gebräuntes Stück kalte Scholle in die Höhe.

Betsy zog sich zurück, indem sie sich ohne Erfolg bemühte, ahnungslos auszusehen. Zu ihrer Erleichterung ging der Vorhang in die Höhe, und das Schloßgespenst begann zu spuken.

Jankele, der kaum je etwas Anderes gesehen hatte, als Dilettanten-Vorstellungen, welche die Niederlage des bösen Haman und den Sieg der Königin Esther darstellten (eine Rolle, die er einst selbst in den alten Kleidern seiner Mutter gespielt hatte), war von den gruseligen und schrecklichen Vorgängen in dem Gespensterspuke ganz entzückt. Erst nach Schluß des zweiten Aktes quoll die Erregung, in die die schöne, aber beleidigte Heldin ihn versetzt hatte, wieder in das Gespräch über das Heiraten über.

„Wirklich, das ist ein herrlicher Abschluß des heitigen Abends," sagte er.

„Es freut mich, daß es Euch gefällt. Es ist wirklich eine schöne Vorstellung," antwortete Manasse mit majestätischer Befriedigung.

„Und Euere Tochter Deborah?“ wagte ſich Jankele ſchüchtern hervor, „geht die auch manchmal ins Theater?“

„Nein, ich führe meine Frauenzimmer nicht herum, ihre Pflichten ſind zu Hauſe. Wie es geſchrieben ſteht, nenne ich mein Weib nicht „Weib“, ſondern Heim!“

„Aber bedenkt doch nur, wie ſie ſich möchten unterhalten.“

„Wir ſind nicht auf der Welt, um uns zu unterhalten.“

„Wahr, wahr,“ ſagte Jankele und machte ein verſchmitztes Geſicht. „Wir ſind auf der Welt, um dem Geſetze Gottes zu gehorchen, aber errinnert mich nicht daran, daß ich bin ein Sünder in Israel.“

„Wieſo?“

„Ich bin fünfundzwanzig Jahr alt und habe noch kein Weib.“

„In Polen hattet Ihr wohl einige.“

„Bei meinem Leben, nein. Blos ein einziges und dem gab ich Get (Scheidebrief) wegen Kinderloſigkeit. Ihr könnt an den Rabbi meiner Stadt ſchreiben.“

„Warum ſollte ich ſchreiben? Es geht ja mich nichts an.“

„Ach, ich möchte, daß es Euch etwas angeht.“

Manaſſe ſtarrte ihn an. „Fangt Ihr ſchon wieder damit an?“ murmelte er.

„Glaubt mir, ich möchte weniger Euere Tochter zur Frau, als Euch zum Schwiegervater.“

„Es kann nicht ſein,“ murmelte Manaſſe etwas milder.

„Ach, wäre ich doch,“ ſagte Jankele mit einem hoffnungsloſen Stöhnen, „als ein Sephardi auf die Welt gekommen!“

„Jetzt iſt es zu ſpät,“ antwortete Da Coſta beſänftigend.

„Zur Beſſerung iſt es nie zu ſpät, ſagen die Leute hier,“ ſtöhnte der Pole. „Giebt es denn gar kein Mittel? Kann ich nicht werden ein ſpaniſcher Jude? Ich könnte mit Leichtigkeit das Hebräiſche ſo ausſprechen, wie Ihr.“

„Unſer Judentum weicht von dem Eurigen nicht weſentlich ab — es iſt nur eine Frage des Blutes; das Blut kann man nicht ändern. Wie es geſchrieben ſteht: Und das Blut iſt das Leben.“

„Ich weiß, ich weiß, ich ſchaue zu hoch hinaus. O, warum ſeid Ihr geworden mein Freund? Warum habt Ihr mir eingeredet, daß Ihr mich liebt — ſo daß ich an Euch denken muß, Tag und Nacht — und jetzt, wenn ich Euch bitte, mein Schwiegervater zu werden, ſagt Ihr, es kann nicht ſein. Ihr ſtoßt mir ein Meſſer ins Herz! Denkt nur, wie ſtolz und glücklich ich

wäre, wenn ich Euch Schwiegervater nennen könnte. Mein ganzes Leben würde Euch gehören — mein einziger Gedanke wäre es, eines ſolchen Mannes würdig zu ſein."

„Ihr ſeid nicht der Erſte, dem ich einen Korb geben mußte," ſagte Manaſſe mit Rührung.

„Was hilft das mir, wenn es noch andere Schlemihls giebt?" rief Jankele ſchluchzend. „Wie kann ich leben, wenn Ihr nicht mein Schwiegervater werdet?"

„Es thut mir leid — mehr leid als je zuvor."

„Da liebt Ihr mich doch! Ich werde die Hoffnung noch nicht aufgeben, ich werde Euer Nein nicht für eine Antwort nehmen. Was liegt denn an dieſem Blut, daß es trennen ſollte Juden von Juden? Daß es mich hindern ſollte, zu werden der Schwiegerſohn des einzigen Mannes, den ich je geliebt habe? Nein, erlaubt mir, noch einmal anzufragen — in einem Monat oder in einem Jahr — ſogar zwölf Monate werd' ich warten, wenn Ihr mir nur verſprecht, Euch nicht mit einem Anderen zu verſprechen."

„Aber wenn ich Euer Schwiegervater werden würde — merkt auf, ich ſage nur „wenn" — dann würde ich nicht nur Euch nicht ernähren, ſondern Ihr müßtet auch meine Deborah ernähren."

„Und wenn?"

„Aber Ihr ſeid ja nicht imſtande, eine Frau zu ernähren.“

„Nicht imſtande? Wer hat Euch das geſagt?“ rief Jankele empört.

„Ihr ſelbſt! Als ich zuerſt mit Euch befreundet ward, ſagtet Ihr mir, daß Ihr blutarm wäret.“

„Das habe ich Euch geſagt als ein Schnorrer. Aber jetzt ſpreche ich zu Euch als ein Freier.“

„Das iſt wahr,“ gab Manaſſe zu. Er vermochte den Unterſchied ſofort zu würdigen.

„Und als ein Freier ſage ich Euch, daß ich kann ſchnorren genug, um zwei Weiber zu ernähren.“

„Sagt Ihr das zu Da Coſta, dem Vater, oder zu Da Coſta, dem Schadchen?“

„Pſt,“ erklang es von allen Teilen des Hauſes, da der Vorhang aufging, und das Haus ſich zum Zuhören anſchickte. Aber Jankele ſtand mit dem Stück nicht mehr in Rapport; das Geſpenſt gruſelte und die Heldin rührte ihn nicht mehr.

Sein Geiſt war fieberhaft geſchäftig, ſein Einkommen zuſammenzurechnen, indem er jeden Pfennig, den er auf dieſe oder jene Weiſe erwerben konnte, zuſammenſcharrte. Er zog ſogar ein zerknittertes Stück Papier und ein Bleiſtift heraus, ſchob ſie aber raſch wieder in die Taſche, als er Manaſſes Blick begegnete.

„Ich hab vergeſſen,“ murmelte er entſchuldigend. „Ich vergaß, daß es Schabbes iſt, weil ich bin im Theater.“

Und er ſetzte ſeine Berechnungen im Kopfe fort; das war natürlich weniger Arbeit.

Als das Stück aus war, ſchritten die Schnorrer in die kalte Nachtluft hinaus.

„Ich hab ausgerechnet," hob Jankele eifrig im Veſtibul an, „ich hab ausgerechnet, daß ich verdienen kann wenigſtens hundertundfünfzig Pfund" — er hielt inne, um die Abſchiedsverbeugung des kleinen Thürſtehers zu erwiedern — „hundertundfünfzig Pfund jährlich."

„Wirklich?" ſagte Manaſſe mit reſpektvollem Erſtaunen.

„Ja, ich hab alles zuſammengerechnet. Die Wohlthätigkeit hat zehn Quellen —"

„Wie es geſchrieben ſteht," unterbrach ihn Manaſſe ſalbungsvoll: „Mit zehn Worten wurde die Welt geſchaffen, und zehn Generationen waren von Noah bis Abraham; zehn Prüfungen hatte unſer Vater Abraham durchzumachen; zehn Wunder wurden für unſere Vorväter in Egypten und zehn auf dem Roten Meer gethan, und zehn Dinge wurden am Vorabend des Sabbat im Zwielicht geſchaffen.' Und jetzt ſoll hinzugefügt werden: ‚Zehn gute Thaten bietet der Arme dem Reichen.' Fahrt fort, Jankele."

„Zuerſt kommt meine Einnahme aus der Synagoge — acht Pfund. Ich gehe wöchentlich einmal hin und bekomme eine halbe Krone.*)

*) Zweieinhalb Schillinge.

„Iſt das alles? Unſere Synagoge giebt dreieinhalb Schillinge.“

„Ach,“ ſeufzte der Pole ſehnſüchtig, „hab ich nicht geſagt, daß Ihr ſeid eine höhere Raſſe?“

„Aber das macht nur ſechseinhalb Pfund aus.“

„Ich weiß — die andern dreißig Schillinge rechne ich für Matzes und Gewürz. Dann bekomme ich für Schulklopfen zehn Guineen.“

„Halt, halt,“ rief Manaſſe, von plötzlichen Gewiſſensbiſſen erfaßt. „Darf ich auch am Schabbes Geſchäftsſachen anhören?“

„Gewiß, wenn ſie zuſammenhängen mit meiner Heirat — das iſt ja ein Gebot. Eigentlich reden wir nur über das Geſetz.“

„Ihr habt Recht. Fahrt alſo fort. Aber vergeßt nicht, ſelbſt wenn Ihr zu beweiſen vermögt, daß Ihr genug zuſammenſchnorren könnt', um eine Frau zu ernähren, ſo bedeutet das nicht, daß ich mich binde, meine Einwilligung zu geben.“

„Ihr ſeid ſchon wie ein Vater zu mir — warum wollt Ihr nicht ein Schwiegervater ſein? Nun, auf jeden Fall, Ihr werdet mir einen Schwiegervater finden,“ fügte er haſtig hinzu, als er ſah, daß Da Coſtas Geſicht wieder finſter wurde.

„Nein, nein, am Schabbes darf nicht von Geſchäften geſprochen werden,“ ſagte Manaſſe ausweichend. „Fahrt fort, Euer Einkommen aufzuzählen.“

„Zehn Guineen für Schulklopfen. Ich hab zwanzig Kunden, die —“

„Wartet einen Augenblick, dieſen Punkt kann ich nicht durchlaſſen.“

„Warum nicht? Es iſt ja wahr.“

„Mag ſein! Aber Schulklopfen iſt eine ausgeſprochene Arbeit.“

„Eine Arbeit?“

„Nun, wenn es keine Arbeit iſt, früh morgens aufzuſtehen, an die Thüren von zwanzig Frommen zu klopfen und ſie zum Morgengottesdienſt zu wecken, dann iſt auch der chriſtliche Glöckner ein Bettler. Nein, nein, ein Einkommen aus dieſer Quelle kann ich nicht als rechtmäßig betrachten.“

„Aber die meiſten Schnorrer ſind ja Schulklopfer.“

„Die meiſten Schnorrer ſind Minjanleute und Tillimſager,“ entgegnete der Spanier verächtlich. „Ich aber nenne das eine Erniedrigung. Was, für ein Trinkgeld dem Gottesdienſte beiwohnen! Für Lohn unſern Schöpfer anbeten! Ein Beten unter ſolchen Bedingungen heißt Arbeiten.“ Seine Bruſt ſchwoll vor Stolz und Verachtung.

„Ich kann das nicht nennen Arbeit,“ proteſtierte Jankele. „Wenn das wahr wär, könnt man ja auch ſagen, daß der Vorſänger arbeitet? Oder der Prediger? Ei, ich rechne vierzehn Pfund jährlich für meine Dienſte als Minjanmann.“

„Vierzehn Pfund? So viel?“

„Ja, seht Ihr, ich hab außer der Synagoge auch meine Privatkunden. Wenn in einem Hause ein Trauerfall ist, können sie nicht immer zehn Freunde zum Beten zusammenbringen, und da rufen sie mich. Wie könnt Ihr das Arbeit nennen? Es ist ja nichts als Freundschaft. Und je mehr sie mir bezahlen, desto mehr Freundschaft fühl ich für sie,“ fügte Jankele blinzelnd hinzu. „Außerdem giebt mir die Synagoge eine Kleinigkeit extra fürs Totenansagen.“

In jenen primitiven Zeiten, da kein Mensch noch von einer Tages-Zeitung träumte, wurde die tägliche Totenliste von einem zu Fuße gehenden Schnorrer veröffentlicht, der im Ghetto herumging und mit einer Büchse rasselte — einer kupfernen Geldbüchse mit einem Griff und einem Deckel, der mit einem Schloß versehen war. Wenn die Neugierigen dieses Totengerassel hörten, blieben sie stehen und fragten den Schnorrer: „Wer ist gestorben?“

„Der und der, den so und so — Begräbnis an dem und dem Tage — Trauergottesdienst zu der und der Stunde,“ antwortete der Schnorrer, und der Fragesteller steckte fromm etwas in die „Büchs,“ wie sie genannt wurde. Das Eingesammelte wurde der Chewra Kadischa, dem Begräbnisverein übergeben.

„Vielleicht nennt Ihr auch das arbeiten?“ schloß Jankele in schüchtern herausforderndem Tone.

„Natürlich, wie nennt Ihr es denn?“

„Leibesbewegung. Es erhält mich gesund. Einmal sagte einer meiner Kunden, bei dem ich jede Woche eine halbe Krone bekam, er hätte es satt, daß ich jeden Freitag käme und sie mir abholte. Er wollte sich ausgleichen für sechs Pfund jährlich, aber ich wollte es nicht annehmen.“

„Aber das war ein sehr billiges Angebot; er zog nur zehn Schillinge als Interessen von seinem Gelde ab.“

„Daran lag mir auch nichts, aber ich wollte ein Pfund mehr für die Entziehung meiner Leibesbewegung, und das wollte er nicht zahlen; so giebt er mir noch immer jede Woche eine halbe Krone. Manche von diesen wohlthätigen Leuten sind schrecklich geizig. Aber was ich sagen wollte: Ich trag die Büchs zumeist in den Straßen herum, wo meine Kunden sind. Das verbessert meine Stellung als Schnorrer.“

„Nein, nein, das ist eine Täuschung. Was, seid Ihr so schwachsinnig, um das zu glauben? Alle Menschenfreunde sagen das natürlich. Aber Ihr wißt doch sicherlich, daß schnorren und arbeiten nie miteinander vermengt werden dürfen. Zweien Herren kann man nicht dienen; man muß seinen Beruf wählen und dabei bleiben. Ein Freund von mir folgte einst dem Rat der Philanthropen, statt mich um den meinen zu fragen. Er besaß eines der besten

Provinzgeſchäfte im Königreich, war aber ſo ſchwach, in jeder Stadt auf die Vorhaltungen der Gemeindevorſteher zu hören, die ihm Arbeit predigten, und zuletzt legte er thatſächlich ſeine jahrelangen Erſparniſſe in Juwelen an und verſuchte, mit ihnen hauſieren zu gehen. Die Vorſteher kauften alle etwas, um ihn zu ermutigen, obwohl ſie den Preis ſo herabdrückten, daß er keinen Profit dabei hatte, und Alle ſprachen ihre Freude darüber aus, daß er arbeite und eine männliche Unabhängigkeit zeige. „Aber ich ſchnorre auch," erinnerte er ſie, indem er die Hand ausſtreckte, als ſie mit ihren Reden fertig waren. Es war umſonſt, keiner wollte ihm einen Heller geben. Er hatte ſich geirrt, und dagegen half nichts mehr. Mit einem Schlage hatte er ſich die einträglichſten Verbindungen zerſtört, die je ein Schnorrer hatte, ohne daß er das Geringſte für den guten Willen bekam. Wenn Ihr Euch alſo von mir leiten laſſen wollt, Jankele, ſo werdet Ihr den Philanthropen niemals helfen, Euch zu ernähren. So etwas zerſtört ihre Befriedigung. Ein Schnorrer kann niemals vorſichtig genug ſein. Und dann, wo zieht man die Grenze, wenn man einmal zu arbeiten anfängt?"

„Aber, Ihr ſeid ja ſelbſt ein Schadchen," ſagte Jankele unvorſichtig.

„Das," donnerte Manaſſe mit zorniger Stimme, „das iſt keine Arbeit! Das iſt ein Vergnügen."

„Ei, ſeht nur, da iſt ja Henry Simons," rief Jankele in der Hoffnung, ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken; aber er machte die Sache nur noch ſchlimmer.

Henry Simons war ein Mann, der abwechſelnd der jüdiſche Seiltänzer, Harry der Tänzer und der Gauklerjude genannt wurde. Er ſollte ſpäter als Held eines Skandalprozeſſes berühmt werden, der England mit Pamphleten für und wider überſchwemmte, aber vorläufig hatte er die Gefühle ſeiner Mitſchnorrer verletzt, indem er ſich nach einer Richtung entfaltete, die ſo ſelten war, daß ſie auf die Vermutung einer Taufe brachte.

Jetzt ſtand er da und machte, von einer Menge umgeben, Gaukler- und Taſchenſpielerkünſte. Es war eine ſeltſame Geſtalt; ein Sammetkäppchen, aus dem ein paar Haarbüſchel hervorhingen, ſaß auf ſeinem Kopf und ein ſcharlachrotes Taſchentuſch ſteckte in ſeinem Gürtel. Sein Geſicht war ein olivenfarbenes, von einem zerrauften Bart umgebenes Oval, das den Stempel der Schwermut trug.

„Da ſeht Ihr, wozu die Arbeit führt", rief Manaſſe. „Sie verlockt einen, auch am Schabbes zu arbeiten. Jener Ketzer entweiht den heiligen Tag. Kommt fort! Nein, entſchieden gebe ich meine Tochter weder einem Arbeiter noch einem Schnorrer, der unrechtmäßige Einnahmen hat."

„Aber es ſind ja doch Einnahmen," beharrte Jankele.

„Ja, heute; aber morgen? Sie ſind nicht ſicher. Jede Arbeit iſt ſchon an und für ſich unſicher. Ein Geſchäft kann jeden Augenblick zu Grunde gehen. Die Leute können weniger fromm werden und dann verliert Ihr Euer Schulklopfen — oder frömmer, und dann brauchen ſie keine Minjan-Leute.

„Aber es entſtehen doch immer neue Synagogen," warf Jankele ein.

„Neue Synagogen ſind noch voll Begeiſterung," entgegnete Manaſſe. „Die Mitglieder ſind ihre eigenen Minjan-Leute."

Jankele ſchmunzelte ſchelmiſch. „Ja, zuerſt, aber der Schnorrer wartet ſeine Zeit ab," gab er zu.

Manaſſe ſchüttelte den Kopf.

„Schnorren iſt die einzige Beſchäftigung, die das ganze Jahr geht," ſagte er. „Alles andere kann zu Grunde gehen — die großen Handelshäuſer können fallen, wie es geſchrieben ſteht: „Er demütigt die Stolzen". Aber der Schnorrer iſt immer ſicher; mag fallen, wer will, es bleiben immer genug übrig, die für ihn ſorgen. Wenn Ihr ein Vater wäret, würdet Ihr meine Gefühle verſtehen. Wie kann jemand das künftige Glück ſeiner Tochter auf einer ſo unſicheren Grundlage aufbauen, wie die Arbeit iſt! Nein, nein!

Was verdient Ihr durch das Besuchen der Privathäuser? Davon hängt alles ab."

„Fünfundzwanzig Schillinge wöchentlich."

„Wirklich?"

„So wahr wie das Gesetz Moses! In Sixpence, Schillingen und halben Kronen. In Houndsditch allein gehören mir zwei Straßen, mit Ausnahme von ein paar Häusern."

„Aber sind die auch sicher? Es wird viel umgezogen. Straßen, die einmal gut waren, nehmen ab."

„Diese fünfundzwanzig Schillinge sind so sicher wie Mocattas Geschäft. Ich habe zu Hause alles notiert — Ihr könnt die Bücher einsehen, wenn Ihr wollt."

„Nein, nein," sagte Manasse mit einer großartigen Bewegung des Stockes. „Wenn ich Euch nicht glauben würde, würde ich Euren Antrag auch nicht einen Augenblick erwägen. Es freut mich außerordentlich, daß Ihr dieser Branche soviel Aufmerksamkeit widmet. Ich war immer der Meinung, daß die Reichen in ihrem eigenen Heim besucht werden sollen, und es kränkt mich zu sehen, daß diese persönliche Berührung, dieser Kontakt mit den Leuten, denen man die guten Thaten verschafft, von leblosen Zirkulären ersetzt wird.

Man ist es seiner Lebensstellung schuldig, den wohlhabenden Klassen Gelegenheit zur unmittelbaren

Wohlthätigkeit zu geben; sie sollten nicht vernachlässigt und ebenfalls dazu getrieben werden, kaltblütig Checks zu schreiben. Dadurch geht das ganze menschliche Mitgefühl verloren, das aus persönlichem Verkehr entsteht — wie es geschrieben steht: „Wohlthätigkeit erlöst vom Tode". Glaubt Ihr, daß ein Almosen, das öffentlich durch einen Sekretär gegeben und in Jahresberichten angekündigt wird, eine so große erlösende Kraft hat, wie dasjenige, das man heimlich einem armen Mann in die Hand steckt, der darauf bedacht ist, jedem Geber zu verheimlichen, was er von den anderen erhalten hat?"

„Es freut mich, daß Ihr das Geldeinsammeln nicht auch Arbeit nennt," sagte Jankele mit einem Anflug von Sarkasmus, den Da Costa nicht verstand.

„Nein, solange wenigstens, als der Geber dafür kein „Wert erhalten" vorweisen kann. Glaubt mir, Jankele, in einem solchen Besuch liegt mehr Freundschaft, als wenn man in ein Trauerhaus geht, um für ein Trinkgeld zu beten."

„O," sagte Jankele peinlich berührt, „am Ende wollt Ihr dann auch den Posten ‚Jahrzeiten' streichen?"

„Jahrzeiten? Was ist denn das?"

„Wißt Ihr das nicht?" sagte der Pole erstaunt. „Wenn jemand Jahrzeit hat, so ist er an diesem Tage wohlthätig gestimmt."

„Meint Ihr, wenn er den Jahrestag des Todes eines seiner Familienmitglieder feiert? Wir Sephardim nennen das ‚Jahrmachen'! Aber habt Ihr in Eurer Synagoge genug Jahrzeiten, wie Ihr es nennt?"

„Es könnten mehr sein — ich verdiene damit nur fünfzehn Pfund. Unsere Kolonie ist, wie Ihr selbst sagt, zu jung. Der Friedhof ist so leer wie die Synagoge an Wochentagen; die Väter haben zurückgelassen ihre Väter auf dem Kontinent und haben gehalten viele Jahrzeiten außerhalb des Landes; aber in ein paar Jahren müssen viele Väter und Mütter hier absterben, und jeder Vater wird lassen zurück zwei oder drei Söhne, die Jahrzeit halten müssen, und jedes Kind zwei oder drei Brüder und einen Vater. Außerdem kommen jeden Tag immer mehr deutsche Juden — so sterben immer mehr und mehr. Wirklich, es wäre nur recht und billig, diesen Posten zu verdoppeln."

„Nein, nein, haltet Euch an Thatsachen. Es ist gottlos, auf das Unglück der Nebenmenschen zu spekulieren."

„Damit ich leben kann, muß jemand sterben," sagte Jankele schelmisch. „Die Welt ist einmal so beschaffen. Habt Ihr nicht auch zitiert: „Wohlthätigkeit befreit vom Tode?" Wenn die Menschen ewig leben würden, könnten Schnorrer gar nicht leben."

„Still, die Welt könnte ohne Schnorrer nicht bestehen. Wie es geschrieben steht: „Und Reue,

Gebet und Wohlthätigkeit wenden das böse Verhängnis ab.“ Die Wohlthätigkeit steht zuletzt — es ist das Höchste, das Größte auf der Welt. Und der Schnorrer ist der größte Mann auf Erden, denn es steht im Talmud geschrieben: „Wer verursacht, ist größer als wer ausführt.“ Darum ist der Schnorrer, der die Wohlthätigkeit verursacht, größer als der, der sie ausübt.“

„Wenn man den Wolf nennt“ — sagte Jankele, dem es schwer ward, seine ernste Miene zu bewahren, wenn Manasse großartig und schwülstig wurde. „Da kommt Grünbaum, dessen Vater gestern begraben wurde. Kommt, wir wollen zufällig hinübergehen und ihm wünschen ein langes Leben.“

„Grünbaum tot! War das der Grünbaum von der Börs', der es so schändlich mit den Frauenzimmern trieb?“

„Jawohl, derselbe,“ sagte Jankele. Dann näherte er sich dem Sohne und rief: „Gut Schabbes, Herr Grünbaum, ich wünsch Euch langes Leben. Was für ein Schlag für die Gemeinde!“

„Es ist mir ein Trost, das zu hören,“ sagte der Sohn mit Thränen in der Stimme.

„Ach ja,“ sprach Jankele erstickt, „Euer Vater war ein großer und guter Mann — gerade meine Größe.“

„Ich habe sie schon Baruch, dem Glaser, weggeschenkt,“ antwortete der Leidtragende.

„Aber er hat ja ein Glaſergeſchäft," remonſtrierte Jankele. „Ich hab nichts als die Kleider, die ich auf dem Leibe trag, und ſie paſſen mir nicht halb ſo gut, wie die Eures Vaters mir gepaßt hätten."

„Baruch iſt ſehr unglücklich," antwortete Grünbaum zu ſeiner Verteidigung. „Es iſt ihm im Winter ein Unglück zugeſtoßen, von dem er ſich noch nicht erholen konnte. Eines ſeiner Kinder ſtarb, und zwar unglücklicherweiſe zur Zeit des Schneeballwerfens, ſo daß er durch die Trauer ſieben Tage verlor." Und Grünbaum ſchritt weiter.

„Habe ich Euch nicht geſagt, daß Arbeit etwas Unſicheres iſt?" rief Manaſſe.

„Nicht alle," behauptete der Schnorrer hartnäckig. „Was is mit die ſechs Guineen, die ich mir verdiene, indem ich den Frauen, die nicht in die Synagoge gehen können, am Laubhüttenfeſt die Palmzweige zum Schütteln ins Haus trage und indem ich zu Neujahr für dieſelben Frauen Schofar blaſe, damit ſie aufhören können zu faſten?"

„Der Betrag iſt zu klein, um darüber zu ſtreiten. Fahrt fort."

„Dann kommt noch ein kleiner Betrag, gerad die Hälfte, — den hab ich von den Geſchenken, die die Armen am Purim und von den „Bräutigamen der Thora" am Freudenfeſte der Thora bekommen. Und von dem Verkauf der Kleider, die mir geſchenkt werden,

hab ich etwa viereinhalb Pfund jährlich. Dann bekomm ich eine Menge Mahlzeiten umsonst — das hab ich ausgerechnet, macht soviel wie sieben Pfund, und schließlich kann ich die verschiedenen Extraeinkünfte nicht unter zehn Guineen rechnen. Ihr wißt, es giebt immer Vermächtnisse, Stiftungen, Verteilungen, lauter unerwartete Dinge. Man weiß nie, was sich treffen kann."

„Ja, ich glaube selbst, das ist kein zu hoher Prozentsatz des Einkommens, den man aus unerwarteten Quellen erwarten kann," gab Manasse zu. „Ich selbst habe oft vor der Börse oder vor Sampsons Kaffeehaus gestanden, gerade wenn die Börsianer einen besonderen Streich gemacht hatten, und dann gaben sie mir ziemlich hohe Prozente von ihrem Profit."

„Und ich," prahlte Jankele, zu edlem Wetteifer angestachelt, „habe aus Gideon, dem Goldbarrenhändler, in einer Minute zwei Sovereigns herausgezogen. Er liebt es, Schnorrern einen Sovereign zu geben statt eines Schillings, um zu sehen, was sie nun thun werden. Die Narren laufen davon oder gehen langsam weg, als hätten sie nichts gemerkt oder stecken das Geld rasch in die Tasche. Aber die Klugen sagen, daß er sich geirrt habe, und dann giebt er ihnen einen zweiten Sovereign. Bei Gideon währt Ehrlichkeit am längsten. Dann ist der Rabbi de Falk, der Baal-Schem, der große Kabbalist. Wenn —"

„Aber die hundertfünfzig Pfund jährlich sind noch nicht voll," fiel Manasse ungeduldig ein.

Jankeles Gesicht wurde lang. „Natürlich nicht, wenn Ihr so viele Posten streicht."

„Nein, aber selbst wenn ich alle Posten stehen lasse, beträgt es nur hundertdreiundvierzig Pfund, neunzehn Schillinge."

„Unsinn," sagte Jankele verblüfft. „Wie könnt Ihr dies so genau wissen?"

„Glaubt Ihr, daß ich nicht einfach addieren kann?" entgegnete Manasse streng. „Lauten Eure zehn Posten nicht folgendermaßen?

1.	Jahrgeld der Synagoge mit Ostergeschenken	8	Pfd.	
2.	Schulklopfen	10	„	
3.	Schnorren in Häusern . .	65	„	
4.	Als Minjanmann und Totenbüchsenträger	14	„	
5.	Jahrzeiten	15	„	
6.	Trinkgeld für Palmzweigschütteln und Schofarblasen	6	„	8 Schilling
7.	Purimgeschenke ꝛc.	3	„	3 „
8.	Verkauf von Kleidern . .	4	„	10 „
9.	Gleichwert von Freitischen .	7	„	
10.	Unerwartetes, Vermischtes .	10	„	
		143	Pfd.	19 Schilling.

Das könnte ein Kind zusammenaddieren," schloß Manasse streng.

Da Costas wunderbares Gedächtnis und arithmetisches Genie zwangen Jankele wirklich Respekt ab und machten ihn ganz konsterniert, aber er faßte sich sofort.

„Natürlich, ich hab gerechnet auf eine Mitgift mit meiner Braut, wenn es auch nur hundert Pfund sind."

„In Staatspapieren angelegt, würde Euch das nicht mehr als vier Pfund bringen," antwortete Manasse sofort.

„Das Uebrige werde ich in Freitischen hereinbringen," antwortete Jankele nicht weniger rasch. „Denn wenn ich Euch Eure Tochter abnehme, werdet Ihr imstande sein, mich öfter zu Tische zu laden, als jetzt."

„Durchaus nicht," entgegnete Manasse, „denn jetzt weiß ich, wie gut es Euch geht, und werde nicht glauben, daß ich Euch eine Wohlthat erweise."

„O, doch, doch," sagte Jankele schmeichelnd, „Ihr seid zu sehr ein Ehrenmann, um Euch zu merken als Menschenfreund, was ich dem Schadchen, dem Schwiegervater und dem Schnorrer erzählt hab. Außerdem werd ich bei Euch den Freitisch haben als Schwiegersohn, nicht als Schnorrer."

„Wegen dieser Verwandtschaft würde ich auch bei Euch Freitisch haben," entgegnete Manasse.

„Ich hätte nie gewagt, zu denken, daß Ihr mir erweisen würdet dieſe Ehre, aber ſelbſt in dieſem Falle könnte ich Euch nicht ſo gute Mahlzeiten vorſetzen wie ihr mir. Ich werde alſo im Vorteil ſein.“

„Das iſt wahr,“ ſagte Da Coſta nachdenklich. „Aber Ihr ſeid noch immer mit einer Guinee im Rückſtand.“

Nun endlich war Jankele in die Enge getrieben, aber ohne merkliche Pauſe entgegnete er: „Ihr vergeßt das, was ich durch meine Frömmigkeit erſpare. Ich faſte zwanzigmal im Jahre, und ſicherlich iſt das wenigſtens noch eine Guinee jährlich.“

„Aber Ihr werdet Kinder haben,“ entgegnete Da Coſta.

Jankele zuckte die Achſeln.

„Das iſt Gottes Sache. Wenn er ſie ſchickt, wird er auch für ſie ſorgen. Ihr dürft übrigens nicht vergeſſen, daß bei Eurer Tochter die Mitgift nicht nur mit hundert Pfund angeſetzt werden darf.“

„Gewiß, meine Tochter wird eine Mitgift haben, die ihrem Range ziemt,“ ſagte Manaſſe mit ſeiner großartigſten Miene. „Aber ich habe ſie mit einem König der Schnorrer verheiraten wollen.“

„Scheren. Aber wenn ich ſie heirate, werde ich einer ſein.“

„Wieſo?“

„Ich werde dann Eure Tochter geſchnorrt haben, das koſtbarſte auf der Welt! Und werde ſie einem König der Schnorrer abgeſchnorrt haben!! Und obendrein werde ich Eure Dienſte als Schabchen geſchnorrt haben!!!

4. Kapitel.

Zeigt, wie die königliche Ehe geſchloſſen ward.

Manaſſe Bueno Barzillai Azevedo Da Coſta war von dem letzten Argument des Mannes, der ſein Schwiegerſohn werden wollte, ſo betroffen, daß er eine volle Minute lang ſchweigend erwog. Als er antwortete, lag in ſeinem Tone noch mehr Reſpekt als vorher bei der Aufzählung der Einkünfte des Bewerbers.

Manaſſe gehörte nicht zu jenen, für die Geld ein Fetiſch iſt; er betrachtete es blos als etwas, was man bekommen kann, wenn man darum bittet. Seine Bewunderung galt nur dem Verſtand. Dieſer war im ſtrengſten Sinne des Wortes nicht zu übertragen.

„Es iſt wahr," ſagte er, wenn ich Eurer Zudringlichkeit nachgeben und Euch meine Tochter geben würde, ſo hättet Ihr Euch dadurch als einen König der Schnorrer erwieſen, deſſen Rang zu dem Range meiner Tochter paßt; aber wenn man Euer Argument unterſucht, ſo ſtellt ſich heraus, daß Ihr die Sache als bewieſen vorausſetzt."

„Was wollt Ihr denn noch für Beweiſe von meinen Bettlerfähigkeiten?“ fragte Jankele, die Handflächen ausbreitend und die Achſeln zuckend.

„Viel größere Beweiſe,“ antwortete Manaſſe. „Ich müßte ein Beiſpiel Eurer Fähigkeiten haben. Das einzigemal, als ich Euch ſchnorren ſah, iſt es Euch mißlungen.“

„Mir? Wann?“ rief Jankele empört.

„Heute Abend — als Ihr den jungen Grünbaum um die Kleider ſeines toten Vaters batet.“

„Aber er hatte ſie ja ſchon weggeſchenkt,“ proteſtierte der Pole.

„Was macht das? Wenn jemand meine Kleider weggeſchenkt hätte, würde ich Entſchädigung verlangt haben. Jankele, wenn Ihr mein Schwiegerſohn ſein wollt, dürft Ihr Euch ſolche abſchlägige Antworten nicht gefallen laſſen. Nein, nein, ich erinnere mich an den Ausſpruch der Weiſen: „Seine Tochter einem ungebildeten Manne geben, heißt ſie gebunden einem Löwen hinwerfen.“

„Aber Ihr habt auch geſehen, daß ich geſchnorrt habe mit Erfolg,“ verwahrte ſich der Bewerber.

„Nie,“ proteſtierte Manaſſe ſtürmiſch. — „Oft.“ — „Bei wem?“ — „Bei Euch,“ ſagte Jankele kühn. — „Bei mir,“ höhnte Manaſſe, das Fürwort mit unendlicher Verachtung betonend. „Was beweiſt das? Ich bin ein freigebiger Mann. Die Probe beſteht darin,

einen Geizhals anzuſchnorren." — „Gut, ich werde einen Geizhals anſchnorren," verkündete Jankele verzweifelt. — „Ihr wollt es?" — „Ja, wählt Euch den Geizhals ſelber aus." — „Nein das überlaſſe ich Euch," ſagte Da Coſta höflich. — „Alſo gut, Sam Lazarus, der Fleiſcher." — „Nein, Sam Lazarus nicht; er gab einmal einem Schnorrer, den ich kenne, elf Pence." — „Elf Pence? murmelte Jankele ungläubig.

„Ja, er hatte keinen anderen Ausweg, einen Schilling zu wechſeln. Er war nicht falſch, nur ganz verbogen, aber niemand wollte ihn nehmen, ausgenommen ein Schnorrer. Er ließ ſich von dem Manne einen Pfennig zurückgeben. Freilich gab der Mann den Schilling ſpäter in Lazarus' Laden aus. Trotzdem würde ein richtiger Geizhals dieſen verbogenen Schilling eher zu ſeinem Schatze gelegt haben, als den guten Pfennig."

„Nein," entgegnete Jankele. „Dabei wäre kein Unterſchied, da man ihn nicht ausgeben kann."

„Das iſt wahr," ſagte Da Coſta ſinnend. „Aber dieſer ſelbe Beweis zeigt, daß es nicht am ſchwerſten iſt, einen Geizhals anzuſchnorren."

„Wie meint Ihr das?"

„Iſt das nicht klar? Lazarus hat elf Pence weggegeben. Ein Geizhals, der nichts für ſich ſelbſt verbraucht, kann in Ausnahmefällen dazu bewogen werden, etwas wegzugeben. Nur wer ſich ſelbſt jeden

Luxus gönnt und nichts weggiebt, der iſt am ſchwerſten anzuſchnorren. Er hat eine Verwendung für ſein Geld — ſich ſelbſt! Wenn man ſeinen Schatz vermindert, verletzt man ihn an ſeiner verwundbarſten Stelle — man beraubt ihn leiblicher Genüſſe. Einen ſolchen anzuſchnorren, würde ich für etwas Höheres und Edleres halten, als einen bloßen Geizhals anzuſchnorren."

„Scheen, nennt mir einen ſolchen."

„Nein, das überlaſſe ich Euch," ſagte Manaſſe abermals mit ſeiner ſtattlichen Verneigung. „Wen Ihr wählt, der ſoll mir recht ſein. Würde ich auch nur daran denken, Euch zu meinem Schwiegerſohn zu machen, wenn ich mich nicht auf Euere Ehre verlaſſen könnte?"

„Gut, ſo werde ich gehen zu Mendel Jakobs."

„Mendel Jakobs — oh nein! Der iſt ja verheiratet! Ein Verheirateter kann nicht fortwährend an ſich ſelbſt denken."

„Warum nicht? Iſt eine Frau nicht auch ä leiblicher Genuß? Vielleicht kommt ſie auch billiger zu ſtehen als eine Haushälterin."

„Wir wollen nicht darüber ſtreiten. Mendel Jakobs darf es nicht ſein."

„Simon Kelutzki, der Weinhändler?"

„Der? Der iſt ja mit ſeiner Schnupftabaksdoſe geradezu freigebig. Er hat mir ſelbſt eine Priſe angeboten; natürlich nahm ich ſie nicht an."

722024

Jankele nannte noch verſchiedene andere Namen, aber Manaſſe ſtrich alle, und zuletzt hatte er eine eigene Inſpiration.

„Habt Ihr nicht in Eurer Gemeinde einen Rabbi, deſſen Knickrigkeit ſprichwörtlich iſt? Laßt mich nur nachdenken. Wie heißt er nur?“

„Ein Rabbi?“, murmelte Jankele, wobei ſein Herz vor Schrecken zu klopfen begann.

„Ja! Wie heißt er nur? Rabbi Bückling!“

Jankele ſchüttelte den Kopf. Vernichtung ſtarrte ihm ins Antlitz. Seine ſchönſten Hoffnungen brachen zuſammen.

„Ich weiß, es iſt irgend ein Fiſchname. Rabbi Kabeljau. Nein, ſo heißt er nicht, es iſt etwas mit Reue.“

Jankele ſah, daß es aus mit ihm war.

„Vielleicht meint Ihr den Rabbi Reue-Pöckelhäring?“ ſagte er ſchwach, denn die Stimme verſagte ihm.

„Ach ja, Rabbi Reue-Pöckelhäring,“ ſagte Manaſſe. „Nach allem, was ich höre — denn ich habe den Mann nie geſehen — iſt das ein König der Freſſer und Säufer, der ſchmutzigſte Menſch von der Welt. Wenn Ihr bei dem ein Mittageſſen bekommet, wäret Ihr inderthat ein König der Schnorrer zu nennen.“

Jankele war bleich und zitterte. Ein glücklicher Gedanke kam ihm. „Aber er iſt ja auch verheiratet!“ rief er.

„Eßt bei ihm morgen zu Mittag," entgegnete Manaſſe unerbittlich. „Er ſpeiſt am Sabbat beſonders königlich. Erlangt Zutritt zu ſeinem Tiſch und Ihr ſollt meiner Familie angehören."

„Aber Ihr kennt nicht den Mann — es iſt unmöglich," rief Jankele.

„Das iſt die Ausrede eines ungeſchickten Schnorrers. Ihr habt mein Ultimatum gehört. Kein Mittageſſen — keine Frau. Keine Frau — keine Mitgift."

„Wie hoch würde dieſe Mitgift ſein?" fragte Jankele zur Ablenkung.

„Oh großartig — ganz großartig. Zuerſt all das Geld, das ſie von der Synagoge bekommt. Unſere Synagoge giebt armen Bräuten eine beträchtliche Mitgift. Es beſtehen zu dieſem Zweck große Stiftungen."

Jankeles Augen glänzten.

„Ah, was für noble Leute ſeid Ihr Spanier."

„Dann würde ich wohl auch meinem Schwiegerſohn meinen ganzen Jeruſalemer Beſitz überlaſſen."

„Habt Ihr einen Beſitz im heiligen Lande?" fragte Jankele.

„Oh, erſter Güte, mit unanfechtbaren Anſprüchen. Außer dem würde ich Euch natürlich die eine oder die andere Provinz in England überlaſſen."

„Was?" keuchte Jankele.

„Muß ich nicht?" ſagte Manaſſe gütig. „Bedenkt doch mein eigen Fleiſch und Blut! So, ich bin zu

Hauſe. Es iſt zu ſpät, um Euch noch zu bitten, hereinzukommen. Gut Schabbes, vergeßt nicht, morgen beim Rabbi Reue-Pöckelhäring zu Mittag zu eſſen."

„Gut Schabbes!" ſtammelte Jankele und ſchlich ſchweren Herzens heim nach Dinahs Buildings, Whitechapel, wo das Andenken an ihn noch bis auf den heutigen Tag fortlebt.

Rabbi Reue-Pöckelhäring war ein nichtoffizieller Prediger, der in Privathäuſern Trauergottesdienſte abhielt, da er eine ſchöne Gabe der Beredtſamkeit beſaß. Er war ein großer, aufgedunſener Mann mit überhängendem Bauch und rotem Bart; ſein geiſtlicher Troſt rührte bis zu Thränen. Seine Kunden wußten, daß er in ſeinem Privatleben ſich jede Befriedigung gönnte uud nur in Bezug auf Wohlthätigkeit enthaltſam war; aber ſie verwechſelten die Rollen nicht miteinanddr. Als Trauerredner befriedigte er alle Welt: er war pünktlich, ließ die Verſammlung nicht warten und war ſehr darin geübt, zu zeigen, daß „in Gilead noch immer Balſam" ſei. Er zeigte das auf fünf Arten, und die Varianten hingen von Umſtänden ab. Wenn er den Verſtorbenen, was häufig geſchah, nicht gekannt hatte, ſo pflegte er im Korridor zu fragen: „War es ein Mann oder eine Frau? Ein Knabe oder ein Mädchen? Verheiratet oder ledig? Sind Kinder da? Kleine oder große?"

Wenn dieſe Fragen beantwortet waren, ſo war

er auch fertig. Er wußte genau, welche seiner fünf Trostpredigten er zu halten hatte — alle waren allgemein gehalten, und selbst wenn er die Antworten im Korridor mißverstanden hatte und sich dann über den Kummer der hinterlassenen Witwe eines verstorbenen Wittwers ausbreitete, war es nicht schlimm. Die paar unmöglichen Stellen konnten durch ein Mißverständnis der Zuhörerschaft erklärt werden. Manchmal — aber sehr selten — wagte er, ein paar zu der besonderen Gelegenheit passende Ergänzungssätze hinzuzufügen, aber er that das sehr behutsam; denn Jemand, der einen Ruf als Stegreifredner hat, kann sich nicht genug davor hüten, sich vom Augenblick hinreißen zu lassen.

Er hatte nur mit Leichenreden Glück; denn sein einziger Versuch, auf einer englischen Kanzel zu predigen, brachte ihm einen Spitznamen ein. Er hatte als Thema die „Reue" gewählt, das er wie folgt behandelte:

„Zum Beispiel, ging ich neulich über London-Bridge, als ich ein Fischweib mit einem Korb Pöckelhäringen dastehen sah. „Wie viel?" frage ich. „Zwei für dreieinhalb Pence," sagte sie. „Oh, das ist furchtbar teuer," sage ich. „Man bekommt drei für zwei Pence." Aber sie wollte sie für diesen Preis nicht hergeben, und ich ging weiter, indem ich mir dachte, daß ich auf der anderen Seite wohl eine andere Frau

mit eben so guten Pöckelhäringen treffen würde. Es waren herrliche, fette Häringe, und das Wasser lief mir im voraus im Munde zusammen. Aber als ich auf der anderen Seite der Brücke angelangt war, war kein anderes Fischweib zu sehen. Ich beschloß daher, zu dem ersten zurückzugehen, denn eigentlich waren die Häringe wirklich sehr billig, und ich hatte nur ein bischen handeln wollen. Aber als ich zurückkam, hatte die Frau schon ausverkauft. Ich hätte mir das Haar vor Aerger ausraufen können. Nun, das nenne ich „Reue".

Seitdem wurde der Rabbi in der Gemeinde „Reue" und „Pöckelhäring" genannt.

Die Vorliebe des Rabbi für konkrete Erläuterungen abstrakter Ideen war jedoch nicht zu unterdrücken, und eine gewisse Illustration der Wohlthätigkeit fand in allen fünf Trostpredigten einen Platz:

„Wenn Ihr ein paar alte Hosen habt, schickt sie dem Rabbi."

Rabbi Pöckelhäring selbst war jedoch wie die meisten Prediger alles, nur keine Personifikation der Tugenden, die er predigte. Er lebte nobel — durch die Noblesse anderer — aber niemand konnte sich rühmen, von ihm einen Heller mehr bekommen zu haben, als er schuldig war, während die Schnorrer ihn einfach als eine Art von Bankrotteur ansahen. Seinerseits grollte er auch der Welt, denn er bildete sich

ein, daß seine Arbeit zu gering belohnt ward. „Ich bekomme so wenig, daß ich nicht leben könnte, wenn nicht die Fasttage wären," klagte er bitter. Und in der That, die von der Religion gebotenen Fasttage waren für ihn viel mehr wert, als für Jankele; seine Mahlzeiten waren so reichlich, daß seine Ersparnisse aus dieser Quelle thatsächlich eine kleine Revenue bildeten. Wie Jankele bemerkt hatte, war er verheiratet, und seine Frau hatte ihm ein Kind geschenkt; aber es starb im Alter von sieben Jahren, indem es ihm den einzigen herben Kummer seines Lebens hinterließ. Er war zu eifersüchtig, um während dieser finsteren Tage einen Konkurrenz-Trostprediger zu rufen, und keine seiner eigenen fünf Predigten schien für den Fall zu passen. Es dauerte ein paar Monate, ehe er seine Mahlzeiten wieder regelmäßig aß.

Niemals hatte Jemand, der nicht vom Gesetze dazu berechtigt war, in seinem Hause eine Mahlzeit bekommen. Obwohl seine Frau nur für zwei zu kochen hatte, kochte sie gewöhnlich für drei, da sie ihren Gatten nicht für eine Einheit ansah. Sich selbst rechnete sie als Halbes.

Aus diesem Grunde sah Jankele in den Feiertagskleidern eines andern sehr verstimmt aus, als er sich etwa eine Viertelstunde vor Mittag dem Hause des Rabbi Pöckelhäring näherte, um dessen Sabbatmittagmahl zu teilen.

„Kein Mittageſſen — keine Hochzeit", lautete Da Coſtas ſtrenger Ukas. Was Wunder, daß das unerreichbare Mahl in ſeinen Augen die Großartigkeit eines Hochzeitsfeſtes annahm! Deborah Da Coſtas liebliches Geſicht quälte ihn wie eine Fata Morgana.

Es war ein froſtiger Sabbat, aber noch eiſiger war Jankeles Herz. Der Rabbi bewohnte in Steward-Street, Spitalfield, eine elegante Wohnung im Erdgeſchoß. Vor dem Eingange befand ſich ein Portal, ein hölzerner, von zwei Säulen getragener gothiſcher Spitzbogen. Während Jankele die drei hölzernen Stufen hinaufſtieg, wobei er ſo ſchwer atmete, als wenn es dreihundert geweſen, und ſich fragte, ob er auch nur jenſeits der Thür gelangen würde, kam ihm der Gedanke umzukehren, friedlich zu Hauſe zu Mittag zu eſſen und Da Coſta vorzuſpiegeln, daß er bei dem Rabbi geſpeiſt habe. Manaſſe würde es ja nicht erfahren — hatte er doch gar keinen Schritt unternommen, um ſich zu vergewiſſern, ob er die Probe beſtanden habe Eine ſolche Nachläſſigkeit, dachte Jankele mit gerechter Empörung, verdiente eine gebührende Strafe. Aber andererſeits erinnerte er ſich, welches Vertrauen Manaſſe in ihn ſetzte; Manaſſe hielt ihn für einen Ehrenmann, und des Gönners Seelengröße erweckte in dem Paraſiten ein Echo von Ritterlichkeit. Schauer des Edelmutes wie der Furcht überliefen ihn, während er klopfte. Er hatte kein Programm, ſondern vertraute

dem Zufall und dem Mutterwitz. Frau Pöckelhäring öffnete halb die Thür.

„Ich wünsche den Rabbi zu sehen," sagte er, einen Fuß in die Thüröffnung schiebend.

„Er ist beschäftigt," sagte die Frau, ein winziges, dünnes Geschöpf, das einst rundlich und hübsch gewesen sein mußte. „Er hat mit einem Herrn zu reden."

„O, ich kann warten."

„Aber der Rabbi wird bald zu Tisch gehen."

„Ich kann bis nach Tisch warten," sagte Jankele verbindlich.

„Aber der Rabbi sitzt lange bei Tisch."

„Thut nichts," sagte Jankele mit unverminderter Ruhe: „Je länger, desto besser."

Die arme Frau sah verblüfft aus. „Ich will es meinem Manne sagen," sprach sie zuletzt.

Jankele verlebte im Korridor einen ängstlichen Augenblick.

„Der Rabbi läßt fragen, was Ihr wollt," sagte sie, als sie zurückkehrte. — „Ich will mich trauen lassen," sagte Jankele mit einer Inspiration der Wahrheit. — „Aber mein Mann traut nicht." — „Warum nicht?" — „Er bringt den Familien nur Trost," erklärte sie naiv. — „Nun, ohne ihn kann ich nicht getraut werden," murmelte Jankele ärgerlich.

Die kleine Frau ging verblüfft zu ihrem Herrn und Gebieter zurück. Gleich darauf erschien Rabbi

Pöckelhäring ſebſt; Neugierde und Schlauheit funkelten in ſeinen Augen. Er trug auf dem Kopfe fromm ein Käppchen, ſah aber trotzdem wie ein Feinſchmecker aus.

„Gut Schabbes, Herr. Was höre ich? Ihr wollt Euch trauen laſſen?“ — „Das iſt eine lange Geſchichte,“ ſprach Jankele. „Aber Eure gute Frau ſagte mir, daß Euer Mittageſſen ſchon fertig iſt. Da darf ich Euch nicht aufhalten.“ — „Nein, bis dahin dauert es noch ein paar Minuten. Was wollt Ihr?“ Jankele ſchüttelte den Kopf: „Ich darf Euch nicht hier in dieſem zugigen Korridor aufhalten.“ — „Thut nichts, ich ſpüre den Zug nicht.“ — „Das iſt gerade das Gefährliche. Ihr merkt es nicht, aber eines Tages packt Einen der Rheumatismus, und dann bereut man,“ ſagte Jankele blinzelnd. „Euer Leben iſt koſtbar. Wer wird die Gemeinde tröſten, wenn Ihr ſterbt?“

Die Worte waren doppelſinnig, aber der Rabbi faßte ſie auf ſchmeichelhafte Weiſe auf, und ſeine kleinen Augen glänzten. „Ich würde Euch hinein bitten, aber ich habe einen Beſuch.“ — „Thut nichts,“ entgegnete Jankele. „Was ich Euch zu ſagen habe, Rabbi, iſt kein Geheimnis, jeder Fremde kann es hören.“ — „Ihr wollt Euch von mir trauen laſſen?“ murmelte der Rabbi noch immer unſchlüſſig. — „Ich bin gekommen, weil ich heiraten will,“ antwortete Jankele. — „Aber ich bin noch nie aufgefordert worden, jemanden zu trauen.“ — „Zur Beſſerung iſt es nie zu ſpät, ſagen

ſie hier." — „Sonderbar, ſonderbar," murmelte der Rabbi ſinnend. — „Was iſt ſonderbar?" — „Das Ihr gerade heute zu mir kommt. Aber warum geht Ihr nicht zu Rabbi Sandmann?" — „Rabbi Sandmann!" antwortete Jankele verächtlich. „Was hätte ich davon, wenn ich zu ihm ginge?" — „Warum?" — „Jeder Schnorrer geht zu ihm," ſagte Jankele offenherzig. — „Hm," murmelte der Rabbi nachdenklich. „Nun vielleicht bietet ſich hier eine Gelegenheit. Kommt alſo ins Zimmer. Ich kann ein paar Minuten mit Euch reden, wenn Euch wirklich nichts daran liegt, vor einem Fremden zu ſprechen."

Er machte die Thür auf und ging in das Wohnzimmer voran.

Jankele folgte voll Wonne; die äußeren Feſtungswerke waren nun genommen, und ſein Herz klopfte voll Hoffnung. Aber beim erſten Blick ins Zimmer taumelte er und wäre beinahe gefallen. Am Kamin ſtand mit dem Rücken gegen das Feuer, das ganze Zimmer beherrſchend — Manaſſe Bueno Barzillai Azevedo Da Coſta.

„Ah, Jankele, gut Schabbes," ſagte Da Coſta.

„G—gut Schabbes," ſtammelte Jankele.

„Wie, Ihr kennt einander?" rief der Rabbi.

„O ja," ſagte Manaſſe. „Wie es ſcheint, iſt es auch ein Bekannter von Euch."

„Nein, er iſt gerade gekommen, um mich etwas zu fragen," antwortete der Rabbi.

„Ich glaubte, daß Ihr den Rabbi nicht kennt, Herr Da Coſta," rief Jankele.

„Ich kannte ihn auch nicht. Erſt vor einer halben Stunde hatte ich das Vergnügen, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ich traf ihn auf der Straße, als er vom Morgengottesdienſte nach Hauſe ging und er war ſo freundlich, mich zum Mittageſſen einzuladen."

Jankele keuchte. Trotzdem Manaſſes Gebahren ihn heimlich amuſierte, gab es auch Augenblicke, da die ruhige Größe des Mannes ihn überwältigte und widerſtrebend zur Bewunderung zwang. Wie ums Himmelswillen hatte der Spanier mit einem Schlage geſiegt?

Er ſah auf den Tiſch und bemerkte nun, daß er bereits gedeckt war und zwar für drei Perſonen. Er hätte dieſer Dritte ſein ſollen. War es ſchön von Manaſſe, ihm derart zuvorzukommen? Natürlich hatte ein Vierter unendlich weniger Ausſicht, eingeladen zu werden als ein Dritter — von der Teuerung der Lebensmittel gar nicht zu reden.

„Aber Ihr denkt doch nicht daran, zum Mittageſſen zu bleiben?" erklärte er beſtürzt.

„Ich habe mein Wort gegeben und will den Rabbi nicht beleidigen," ſagte Manaſſe.

„O, es iſt keine Beleidigung, keine Beleidigung," bemerkte Rabbi Pöckelhäring in herzlichem Tone.

„Ich könnte ebenso gut nach dem Mittageſſen zu Euch hinüberkommen.“

„Nach dem Mittageſſen empfang ich nie,“ antwortete Manaſſe majeſtätiſch. „Ich ſchlafe.“

Der Rabbi wagte keinen weiteren Einwand zu erheben, wandte ſich zu Jankele und fragte: „Nun, was iſt's mit Eurer Heirat.“

„Davon kann ich vor Herrn Da Coſta nicht ſprechen,“ antwortete Jankele, um Zeit zu gewinnen.

„Warum nicht? Ihr ſagtet doch, daß jedermann zuhören könnte.“

„Keine Spur; ich ſagte, jeder Fremde kann zuhören, aber Herr Da Coſta iſt kein Fremder, er weiß zu viel von der Sache.“

„Was ſollen wir alſo thun?“ murmelte der Rabbi.

„Ich kann bis nach dem Mittageſſen warten,“ ſagte Jankele gutmütig. „Ich ſchlafe nie.“

Ehe der Rabbi antworten konnte, brachte ſeine Frau einen Braten herein und ſetzte ihn auf den Tiſch. Ihr Gatte warf ihr einen böſen Blick zu, aber pünktlich wie eine Uhr und ebenſo gedankenlos, brachte ſie auch die ſchwarze Schnapsflaſche herbei. Es war die Sache ihres Gatten, Jankele los zu werden; ihre Sache war es, das Mittageſſen hereinzubringen. Hätte ſie damit gezögert, ſo würde er ebenfalls getobt haben. Sie war nicht nur Gattin, ſondern auch Mädchen für Alles.

Als Manaſſe Da Coſta ſah, wie vorgeſchritten die Vorbereitungen waren, nahm er ſeinen Platz am Tiſche ein, und Frau Pöckelhäring, dem bedeutungsvollen Blicke ihres Gatten gehorchend, ſetzte ſich am unteren Ende nieder. Der Rabbi ſelbſt ſetzte ſich auf den Ehrenplatz hinter dem Braten. Er legte ſtets ſelbſt vor, denn er war der einzige, auf den er ſich beim Austeilen verlaſſen konnte. Jankele blieb ſtehen. Der Geruch des Fleiſches und der Kartoffeln erfüllte die Luft mit lockender Poeſie.

Plötzlich blickte der Rabbi auf und bemerkte Jankele. „Wollt Ihr nicht unſerm Beiſpiel folgen?“ fragte er in verführeriſchem Tone.

Das Herz des Schnorrers fing an wild zu klopfen. Er legte eine Hand auf die Lehne des einzigen, noch übrigen Stuhles.

„Mit Vergnügen,“ ſagte er ebenſo liebenswürdig.

„Dann geht nach Hauſe und eßt Euer Mittageſſen,“ ſagte der Rabbi.

An Stelle des wilden Herzklopfens trat eine totenähnliche Stockung. Ein Schauer lief über Jankeles Rücken. Er warf einen flehenden Blick auf Manaſſe, der unergründlich vor ſich hin kicherte.

„O, wie darf ich weggehen? Ihr habt ja dann keinen Dritten zum Benſchen,“ ſagte er in prophetiſch vorwurfsvollen Tone. „Da ich ſchon einmal da bin, wäre es eine Sünd, nicht zu bleiben.“

Der Rabbi war, da er in einer gewiſſen Verbindung mit der Religion ſtand, in die Enge getrieben; wenn ſich eine ſolche Gelegenheit bot zur frommeren Art des Benſchens, die die Anweſenheit dreier Männer erfordert, durfte er ſie nicht zurückweiſen.

„O, es ſoll mich freuen, wenn Ihr bleibt," ſagte der Rabbi, „aber leider haben wir nur drei Fleiſchteller."

„O, bitte, die Schüſſel genügt für mich."

„Alſo gut," ſagte der Rabbi.

Mit dem früheren wilden Herzklopfen ergriff Jankele den vierten Stuhl und warf dem noch immer kichernden Manaſſe einen triumphierenden Blick zu.

Die Wirtin, die optiſchen Signale ihres Gatten mißverſtehend, erhob ſich und fiſchte aus der Tiefe eines Schrankes Meſſer und Gabel hervor. Der Wirt — weniger aus Unhöflichkeit, als aus lebenslänglicher Gewohnheit — häufte zuerſt ſeinen eigenen Teller mit künſtlich gefärbten Kartoffeln und Fleiſch an und teilte dann den Reſt zwiſchen Manaſſe und der kleinen Frau in ungleiche, ungefähr mit ihrer Größe übereinſtimmende Portionen. Schließlich reichte er Jankele die leere Schüſſel.

„Ihr ſeht, es iſt nichts übrig geblieben," ſagte er einfach. „Wir haben nicht einmal einen Gaſt erwartet."

„Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt," bemerkte Manaſſe mit einem ſphynxartigen Ausdruck, während er über die Speiſen herfiel.

Jankele saß erstarrt da; er stierte auf die Schüssel, und sein Gehirn war ebenso leer wie diese. Er hatte verloren. Ein solches Mittagessen war der blanke Hohn — so blank wie die Schüssel. Eine oder zwei Minuten saß er wie im Traume da, während die Musik der Gabel und Messer spöttisch in sein Ohr klang, und der köstliche Geruch seinen hungrigen Gaumen feuchtete. Dann schüttelte er seine Betäubung ab und sein ganzes Wesen spannte sich verzweifelt an, um eine Idee zu suchen. Manasse unterhielt sich mit seinem Wirt über neuhebräische Litteratur.

„Wir wollten in Grodno eine Zeitung gründen," sagte der Rabbi, „aber die Kapitalien —"

„Seid Ihr denn aus Grodno?" fiel Jankele ein.

„Ja, ich bin von dort gebürtig, aber schon seit zwanzig Jahren von dort fort," murmelte der Rabbi. Er hatte den Mund voll und hörte nicht auf, Messer und Gabel zu gebrauchen.

„Ah, dann müßt Ihr ja der berühmte Maggid sein, von dem Alle erzählen," rief Jankele enthusiastisch. „Ich selbst kann mich nicht auf Euch erinnern, denn ich war damals ein Bub, aber Alle sagen, heutzutage giebt es keinen solchen Maggid mehr."

„In Grodno hatte mein Mann eine Branntweinschenke," fiel die Wirtin ein.

Eine Viertelminute lang herrschte ein peinliches Schweigen. Zu Jankeles Erleichterung unterbrach es

der Rabbi, indem er bemerkte: „Ja, aber der Herr (Ihr werdet verzeihen, wenn ich Euch so nenne, aber Euer Name ist mir nicht bekannt) meint zweifellos meinen Ruhm als Maggid-Wunderkind. Mit fünf Jahren predigte ich vor vielen Hunderten, und meine Behandlung der Bibelstellen, die Art und Weise, wie ich sie deutete, daß sie etwas anderes meinten, als sie sagten, entlockte selbst achtzigjährigen Greisen, die von der früheſten Kindheit an mit der Thora vertraut waren, Thränen. Es hieß, daß seit Ben Stra noch nie ein solches Wunderkind existiert hatte."

„Aber warum habt Ihr es aufgegeben?" fragte Manasse.

„Es hat mich aufgegeben," antwortete der Rabbi, indem er Gabel und Messer niederlegte, um einen alten Kummer zu erklären. „Ein Wunderkind kann nicht mehr als ein paar Jahre ziehen. Bis zu meinem neunten Jahre ging es noch immer, aber jedes Jahr wurde das Wunder geringer, und als ich dreizehn Jahr alt war, machte meine Barmizwah-Predigt nicht mehr Aufsehen, als die vieler anderer Knaben, denen ich die Reden geschrieben hatte. Ich bemühte mich noch einige Zeit, so knabenhaft als möglich zu bleiben, aber es war verlorene Müh. Mein Alter trug den Sieg über mich davon. Es steht ja geschrieben: „Ich war jung, und jetzt bin ich alt." Vergeblich verfaßte ich die beredteſten Predigten, die je in Grodno

gehört wurden, vergeblich hielt ich einen Kursus über die Gefühle ab mit Erklärungen und Beispielen aus dem täglichen Leben — das unbeständige Publikum zog jüngere Kräfte vor. Darum gab ich es endlich auf und verkaufte Schnaps."

„Ein Jammer, ein Jammer — nachdem Ihr in der Thora berühmt gewesen seid," rief Jankele.

„Was soll man thun? Man bleibt nicht immer ein Knabe," antwortete der Rabbi. „Ja, ich hatte einen Branntweinladen. Das nenne ich Erniedrigung. Aber in Gilead ist immer Balsam. Ich verlor bei dem Geschäft so viel Geld, daß ich nach England auswandern mußte, und hier ward ich, da ich nichts anderes zu thun fand, wieder Prediger."

Er goß sich, das Wasser ignorierend, ein Glas Schnaps ein.

„Ich habe von dem Schnapsladen nie etwas gehört," sagte Jankele. „Er ist in Eurem früheren Ruhm untergegangen."

Der Rabbi leerte sein Glas Schnaps, schnalzte mit den Lippen und griff wieder zu Messer und Gabel. Manasse langte nach der Flasche, die ihm nicht angeboten worden war, und bediente sich reichlich. Der Rabbi entfernte die Flasche unauffällig aus dem Bereiche seiner Hand und blickte dabei Jankele an.

„Seid Ihr schon lange in England?“ fragte er den Polen.

„Noch nicht lange,“ sagte Jankele.

„Leidet Gabriel, der Chasen, noch immer so viel am Rheumatismus?“

Jankele blickte traurig drein. „Nein — er ist tot,“ sagte er.

„Lieber Gott! Nun, er war schon ein alter Mann, als ich ihn kannte. Wenn er den Schofar blies, klang es jedes Jahr schnaufiger. Aber wie geht es seinem jüngsten Bruder Samuel?“

„Er ist tot,“ sagte Jankele.

„Was, der auch! Er war ja so ein kräftiger Mann. Hat Mendelsohn, der Steinmetz, noch viele Mädchen bekommen?“

„Er ist tot,“ sagte Jankele.

„Unsinn,“ keuchte der Rabbi, Messer und Gabel fallen lassend. „Ich habe ja erst vor ein paar Monaten von ihm gehört.“

„Er ist tot,“ sagte Jankele.

„Gott steh' mir bei! Mendelsohn tot!“ Nach einem Augenblick der Rührung setzte er seine Mahlzeit fort. „Aber seinen Söhnen und Töchtern geht es hoffentlich gut? Der Aelteste, Salomon, war ein sehr frommer Junge, und seine dritte Tochter, Nechamah, versprach eine seltene Schönheit zu werden.“

„Sie sind tot,“ sagte Jankele.

Diesmal wurde der Rabbi ſelbſt ſo bleich wie ein Toter und legte automatiſch Meſſer und Gabel nieder.

„T—tot,“ keuchte er entſetzt. „Alle?“

„Alle. Die ganze Familie iſt weggerafft worden von derſelben Cholera-Epidemie.“

Der Rabbi bedeckte ſein Geſicht mit den Händen.

„Dann iſt alſo die Frau des Salomon eine Witwe. Hoffentlich hat er ihr genug hinterlaſſen, daß ſie davon leben kann.“

„Nein, aber es macht nichts,“ ſagte Jankele.

„Doch, es macht ſehr viel,“ rief der Rabbi.

„Sie iſt tot,“ ſagte Jankele.

„Rebekka Schwarz tot!“ ſchrie der Rabbi, denn er hatte einſt ſelbſt das Mädchen geliebt und empfand, da er ſie nicht geheiratet hatte, noch immer eine gewiſſe Zärtlichkeit für ſie.

„Ja, Rebbekka Schwarz,“ wiederholte Jankele unerbittlich.

„Auch an der Cholera?“ ſtammelte der Rabbi.

„Nein, an gebrochenem Herzen.“

Rabbi Pöckelhäring ſchob ſchweigend ſeinen Teller fort und ſtützte in traurigem Sinnen die Ellbogen auf den Tiſch, das Geſicht in ſeine Handflächen und das Kinn auf die Schnapsflaſche.

„Aber Ihr eßt ja nicht, Rabbi,“ ſagte Jankele ſchmeichelnd.

„Ich habe den Appetit ganz verloren," ſagte der Rabbi.

„Aber es iſt ja ſchade, das Eſſen kalt werden zu laſſen! Eßt es lieber!"

Der Rabbi ſchüttelte mürriſch den Kopf.

„Dann werde ich es eſſen," rief Jankele empört. „Ein ſo gutes, heißes Eſſen!"

„Meinetwegen," ſagte der Rabbi matt.

Und Jankele begann mit Blitzesſchnelle zu eſſen, indem er nur innehielt, um dem unergründlichen Manaſſe zuzublinzeln, oder der unerreichbaren Schnapsflaſche, auf der das Kinn des Rabbi ruhte, ſehnſüchtige Blicke zuzuwerfen.

Plötzlich ſchaute der Rabbi auf; ein Verdacht ſtieg in ihm auf.

„Seid Ihr auch ſicher, daß alle dieſe Leute tot ſind?" fragte er.

„Mein Blut ſoll vergoſſen werden, wie dieſer Schnaps, wenn ſie es nicht ſind," rief Jankele, die Flaſche an ſich reißend und ſtürmiſch den Branntwein in ein Glas gießend.

Der Rabbi verſank wieder in ſein trübes Sinnen und blieb ſo ſitzen, bis ſeine Frau eine große Porzellanſchüſſel mit gekochten Pflaumen und Aepfeln hereinbrachte. Diesmal ſetzte ſie vier Teller auf, und ſo beendete Jankele ſein Mahl in der unangezweifelten Stellung eines Gaſtes erſter Klaſſe. Der Rabbi hatte

ſich mittlerweile genügend erholt, um in ſchwermütigem Schweigen mit zwei Tellern voll Aepfel und Pflaumen zu ſpielen; aber ſein Schweigen brach er nicht, bis ſich ſein Mund unwillkürlich öffnete, um das Tiſchgebet zu ſprechen.

Als das Gebet zu Ende war, wandte er ſich zu Manaſſe und ſagte: „Worin beſteht alſo das Mittel, das Ihr mir anraten wollt, um einträgliche Verbindungen mit den Sepharbim zu bekommen?“

„Inderthat, ich wunderte mich, warum Ihr Eure Praxis als Troſtprediger nicht auch auf die ſpaniſchen Juden ausdehnt,“ antwortete Manaſſe ernſthaft. „Aber nachdem wir ſoeben gehört haben, daß die Sterbeziffer der Juden in Grodno ſo groß iſt, würde ich Euch den ernſtlichen Rat geben, dorthin zurückzukehren.“

„Nein, ſie können nicht vergeſſen, daß ich einmal Knabe war,“ antwortete der Rabbi mit demſelben Ernſt. „Die ſpaniſchen Juden ſind mir lieber, ſie ſind alle wohlhabend. Vielleicht ſterben ſie nicht ſo oft wie die Ruſſen, aber ſie ſterben ſozuſagen beſſer. Ihr wollt mir alſo Empfehlungen geben und mit Eueren vornehmen Freunden von mir ſprechen, wenn ich Euch recht verſtanden habe.“

„Recht verſtanden?“ wiederholte Manaſſe mit würdigem Erſtaunen. „Ihr habt mich n i ch t recht verſtanden, ich werde nichts dergleichen thun.“

„Aber Ihr habt es mir ja selbst vorgeschlagen,“ rief der Rabbi aufgeregt.

„Ich? Keine Spur davon. Ich hatte von Euch und Euern Trauerreden gehört; als ich Euch daher heute Vormittag zum erstenmale auf der Straße traf, fiel es mir ein, Euch zu fragen, warum Ihr Eueren Trost nicht auch in den Schoß meiner Gemeinde trägt, bei der sich viel mehr verdienen läßt. Ich sagte, daß ich mich wundere, warum Ihr das nicht von allem Anfang an gethan hättet, und Ihr — ludet mich zum Mittagessen ein. Ich wundere mich noch immer. Das ist alles, mein lieber Freund.“ Und er erhob sich, um zu gehen.

Der hochmütige Verweis brachte den Rabbi zum Schweigen, obwohl in seinem Herzen das unbestimmte Gefühl kochte, daß er benachteiligt worden sei.

„Geht Ihr vielleicht denselben Weg, Jankele?“ fragte Manasse nachlässig.

Der Rabbi wandte sich hastig zu seinem zweiten Gast.

„Wann wollt Ihr also heiraten?“ fragte er.

„Ihr habt mich bereits verheiratet,“ antwortete Jankele.

„Ich?“ keuchte der Rabbi. Das war der letzte Strohhalm.

„Ja,“ wiederholte Jankele. „Ist es nicht so, Herr Da Costa?“

Sein Herz hämmerte, während er die Frage ſtellte.

„Gewiß," ſagte Manaſſe ohne Zögern.

Jankeles Geſicht ſtrahlte wie ein glorreicher Sommertag. Nur zwei von dem Quartett kannten das Geheimnis dieſes Leuchtens.

„Gut Schabbes, Rabbi," rief er voll Wonne.

„Gut Schabbes!" ſagte Manaſſe.

„Gut Schabbes!" murmelte der Rabbi betäubt.

„Gut Schabbes!" fügte ſeine Frau hinzu.

„Wünſcht mir Glück," rief Jankele, nachdem ſie das Haus verlaſſen hatten.

„Wozu?" fragte Manaſſe.

„Daß ich Euer Schwiegerſohn werde."

„Oh, dazu? Gewiß, ich wünſche Euch herzlich Glück dazu." Die zwei Schnorrer ſchüttelten einander die Hände. „Ich glaubte, daß Ihr ein Kompliment über Euer Manöver hören wolltet."

„Nu, verdiene ich das nicht?"

„Nein," ſagte Manaſſe entſchieden.

„Nein?" wiederholte Jankele, dem das Herz wieder ſchwer ward. „Warum nicht?"

„Warum habt Ihr ſo viele Menſchen umgebracht?"

„Damit ich lebe, müſſen Andere ſterben."

„Das habt Ihr ſchon einmal geſagt," ſprach Manaſſe ſtreng. „Ein guter Schnorrer würde für ein Mittageſſen nicht ſo Viele getötet haben. Das iſt Verſchwendung. Und außerdem habt Ihr gelogen."

„Woher wißt Ihr, daß ſie nicht tot ſind?“ verteidigte ſich Jankele.

Der König ſchüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Ein Schnorrer erſter Klaſſe lügt nie,“ behauptete er.

„Ich wär mit der Wahrheit ſo weit gekommen, wie mit der Lüge, wenn Ihr nicht gekommen wäret ſelber zum Mittageſſen.“

„Was ſagt Ihr da? Ich kam, um Euch zu ermutigen, um Euch zu zeigen, wie leicht Euere Aufgabe ſei.“

„Im Gegentheil, Ihr habt ſie mir erſchwert; es war nichts mehr zum Eſſen da.“

„Aber dagegen müßt Ihr bedenken, daß der Rabbi, da er bereits Einen eingeladen hatte, nicht ſo ſchwer zu überrumpeln war, wie ich mir einbildete.“

„O nach Euch ſelbſt dirft Ihr nicht urteilen,“ proteſtierte Jankele. „Ihr ſeid kein Schnorrer — Ihr ſeid ein Wunder.“

„Aber ich möchte auch ein Wunder zum Schwiegerſohn haben,“ murrte der König.

„Wenn Ihr ſchnorren einen Schwiegerſohn müßtet, würdet Ihr bekommen ein Wunder; aber da er zu ſchnorren Euch hat, bekommt er das Wunder,“ ſagte Jankele beſänftigend.

„Das iſt wahr,“ bemerkte Manaſſe ſinnend. „Ich glaube daher, daß Ihr auch ohne Mitgift zufrieden ſein müßt.“

„Gewiß," ſtimmte Jankele zu. „Aber Ihr werdet doch Euer Verſprechen nicht brechen wollen? Hoffentlich bekomme ich einen Teil der Mitgift am Hochzeitstag."

„An dieſem Tage werdet Ihr meine Tochter bekommen — darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Sicherlich iſt das für einen Tag genug."

„Nu und wann bekomm ich das Geld das Eure Tochter aus der Synagoge bekommt?"

„Wenn ſie es von der Synagoge bekommt."

„Wieviel wird es ſein?"

„Vielleicht hundertfünfzig Pfund," ſagte Manaſſe pompös.

Jankeles Augen glänzten.

„Vielleicht weniger," fügte Manaſſe nach reiflicher Ueberlegung hinzu.

„Um wieviel weniger?" fragte Jankele ängſtlich.

„Um hundertfünfzig Pfund," antwortete Manaſſe pompös.

„Wollt Ihr damit ſagen, daß ich gar nichts bekomm?"

„Gewiß, wenn ſie nichts bekommt. Ich verſprach Euch blos das Geld, das ſie von der Synagoge bekommen wird, wenn ſie beim sorteo Glück hat."

„Beim sorteo? Was iſt das?"

„Die Mitgift, von der ich ſprach. Sie wird durch das Los entſchieden. Meine Tochter hat gerade ſo

gute Aussichten wie alle anderen Mädchen. Indem Ihr sie gewinnt, habt Ihr Aussicht, hundertfünfzig Pfund zu gewinnen. Das ist eine schöne Summe, und es giebt nicht viele Väter, die so viel für ihre Töchter thun würden," schloß Manasse im Bewußtsein seiner Großmut.

„Aber, was ist's mit Eurem Jerusalemer Besitztum?" sagte Jankele ausweichend. „Ich hab keine Lust, dort zu wohnen. Der Messias ist noch nicht gekommen."

„Nein, Ihr werdet auch schwerlich dort wohnen können," gestand Manasse zu.

„Habt Ihr also nichts dagegen, wenn ich es verkaufe?"

„Oh nein — wenn Ihr so schmutzig seid, wenn Ihr kein wirklich jüdisches Gefühl habt."

„Wann wird es übergehen in meinen Besitz?"

„Wenn Ihr wollt, am Hochzeitstage."

„Es ist am besten, solche Dinge rasch abzumachen," sagte Jankele und bezähmte sein Verlangen, sich vor Vergnügen die Hände zu reiben. „Wie es im Talmud steht: „Ein Pfefferkorn heute ist besser, als ein Korb voll Kürbisse morgen."

„Schön, ich werde es also in die Synagoge bringen."

„In die Synagoge bringen?" wiederholte Jankele erstaunt. „Oh, Ihr meint die Uebertragungsurkunde?"

„Uebertragungsurkunde? Glaubt Ihr vielleicht, daß ich mein Geld den Advokaten hinwerfe? Nein, ich werde es selbst hinbringen."

„Wie könnt Ihr das?"

„Was ist da schwer dabei?" fragte Manasse verächtlich. Ein Kind kann einen Korb voll Erez Jisroel-Erde bis in die Synagoge bringen."

„Ein Korb Erde! Euer Jerusalemer Besitztum ist also ein Korb Erde?"

„Was denn? Ihr habt doch nicht erwartet, daß es ein Korb Diamanten sein wird?" entgegnete Manasse in wachsender Wut. „Für einen guten Juden ist ein Korb voll Erez Jisroel-Erde mehr wert, als alle Diamanten der Welt."

„Das ist ja ein Schwindel," keuchte Jankele.

„Oh nein, in dieser Beziehung könnt Ihr ruhig sein. Ich weiß, daß ziemlich viel falsche Erde aus Palästina im Verkehr ist, und daß mancher Tote, dem solche Schollen ins Grab gelegt werden, trotzdem in unheiliger Erde begraben liegt, aber ich habe Sorge getragen, diesen Korb von einem besonders frommen Rabbi zu erhalten. Es war das Einzige, was er besaß und was des Schnorrens wert war."

„Ich glaube nicht, daß ich mehr als eine Krone dafür bekommen werde," sagte Jankele, der seine Empörung nicht unterdrücken konnte.

„Das sage ich auch," entgegnete Manasse. „Ich

hätte aber nie gedacht, daß einer meiner Schwiegersöhne daran denken würde, meine heilige Erde für lumpige fünf Schillinge zu verkaufen! Ich werde mein Versprechen nicht zurückziehen, aber ich habe mich in Euch getäuscht, — bitter getäuscht. Hätte ich gewußt, daß diese Erde nicht Eure Gebeine bedecken wird, so wäre sie mit mir in mein Grab gegangen, so wie ich es in meinem letzten Willen und Testamente forderte, neben dem sie in meiner Kasse liegt."

„Gut, ich werd sie nicht verkaufen," sagte Jankele mürrisch.

„Ihr erleichtert mein Herz. In der Mischna steht ja: „Wer ein Weib um des Geldes wegen heiratet, erzeugt ungeratene Kinder."

„Und wie steht es mit der Provinz in England?" fragte Jankele in leisem, niedergeschlagenen Ton. Daran hatte er nie geglaubt, aber jetzt in seiner Verzweiflung und Ungläubigkeit regte sich in ihm die unbestimmte Hoffnung, daß wenigstens etwas aus dem Krach gerettet werden könne.

„Oh, Ihr sollt sie Euch selbst auswählen," antwortete Manasse liebenswürdig. „Wir werden uns einen großen Plan von London verschaffen, und ich werde das Gebiet, in dem ich schnorre, mit rotem Stift bezeichnen. Dann sucht Ihr Euch darin einen Bezirk aus, der Euch paßt: wir können sagen, zwei Hauptstraßen und ein Dutzend Nebengassen. Diese

werden wir mit blauem Stift bezeichnen und ich werde mich verpflichten, von Eurem Hochzeitstage an dort nicht zu schnorren. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie wertvoll eine solche Provinz bereits jetzt ist; unter der sorgfältigen Verwaltung, die Ihr ihr angedeihen lassen könnt, können die Einkünfte verdoppelt, verdreifacht werden, und Ihr braucht mir nicht mehr als zehn Perzent davon abzugeben."

Jankele schritt wie mesmerisiert dahin; sein herrischer Gönner hatte ihn in einen Somnambulen verwandelt.

„Oh, da sind wir ja," sagte Manasse, plötzlich stehen bleibend. „Wollt Ihr Euch nicht die Braut ansehen und ihr Glück wünschen?"

Ein Freudenstrahl zuckte über Jankeles Gesicht und verscheuchte seine Düsterkeit. Was lag an allem Andern? — Da Costas schöne Tochter blieb ihm ja doch, und das war eine solide, ausreichende Genugthuung. Er war froh, daß sie wenigstens nicht einen Posten der Mitgift bildete.

Die ahnungslose Braut öffnete die Thüre.

„Ha, Jankele," sagte Manasse, dessen Vaterherz beim Anblick ihrer Schönheit warm wurde, „Ihr werdet nicht nur ein König, sondern auch ein reicher König sein. Es steht ja geschrieben: „Wer ist reich? Der ein schönes Weib besitzt."

5. Kapitel.
(Zeigt wie der König den Machamad auflöſte.)

Manaſſe da Coſta (derart in dem feierlichen Schreiben ſeiner Namensfülle entkleidet) war vor den Machamad vorgeladen worden, da die beabſichtigte Verbindung ſeiner Tochter mit einem polniſchen Juden in der Bruſt der Synagogenvorſteher Entſetzen und Mißvergnügen erregt hatte.

Der Machamad war ein Rat der Fünf, nicht weniger gefürchtet als der bekanntere Rat der Zehn. Gleich dem venetianiſchen Tribunal, das die Aufmerkſamkeit der Geſchichte ungerechtermaßen monopoliſiert hat, wurde er jährlich gewählt, und zwar von den Aelteſten, gerade ſo wie der Rat der Zehn von der Ariſtokratie gewählt wurde. Die „edlen Herren des Machamad," wie ſie genannt wurden, verwalteten die Angelegenheiten der ſpaniſch-portugieſiſchen Gemeinde, und ihre Oligarchie würde zweifellos für Alles, was ſchiedsrichtlich und inquiſitoriſch iſt, ſprichwörtlich geworden ſein, wenn die Unkunde von ihrer Exiſtenz nicht ſo verbreitet geweſen wäre. Der Machamad ſelbſt hielt ſich für den Mittelpunkt der Schöpfung. Bei einer Gelegenheit weigerte er ſich ſogar, ſich der Autorität des Lord-Mayors von London zu beugen. Ein ſephardiſcher Schnorrer lebte und bewegte ſich nur „mit Erlaubnis des Machamad." Ohne ſeine Einwilligung konnte er im Plane der Dinge keinen

geſetzlichen Platz haben, ohne die Erlaubnis des Machamad durfte er nicht heiraten, mit deſſen Erlaubnis konnte er raſch geſchieden werden. Inderthat er durfte ohne die Sanction des Rates der Fünf ſterben; aber das war die einzige Großthat ſeines Lebens, die von deſſen Oberaufſicht frei war, und ohne die Erlaubnis des Machamad durfte er entſchieden nicht begraben werden. Der Chacham ſelbſt, der Weiſe oder Oberrabbi der Gemeinde, konnte ohne die „Erlaubnis des Machamad" ſeine Herde nicht in heiliger Ehe verbinden.

Dieſe Autorität war nicht blos negativ und paſſiv, ſondern ſie war auch poſitiv aktiv. Um ein Jachid — ein anerkanntes Gemeindemitglied — zu ſein, mußte man ſich unter ein Joch beugen, das noch ſchwerer war als das der Thora, von der Finta oder Kopfſteuer nicht zu reden. Wehe dem, der ſich weigerte, Vormund der Gefangenen — alſo der, der die gefangenen Geiſeln, oder die von den Türken in Gewahrſam gehaltenen Kriegsgefangenen loskaufte — oder Vorſteher der Gemeinde oder Parnas des heiligen Landes oder „Bräutigam der Thora" oder einer der ſonſtigen zahlreichen Würdenträger einer komplizierten Verfaſſung zu werden! Häufige und ſchwere Geldſtrafen zu Gunſten der Armenbüchſe erwarteten ihn „mit Erlaubnis des Machamad". Wehe dem Wicht, der ſich in der Synagoge „durch Beleidigung des Vor-

stehers oder grobe Beschimpfung irgend einer anderen Person," wie die köstliche Vorschrift lautete, schlecht aufführte! Nachdrückliche und qualvolle Strafen standen auf diesen und ähnlichen Vergehen: Entziehung der „Mizwos": der Erlaubnis, die Gesetzesrolle einzuschließen oder die Bundeslade zu öffnen, schmähliche Relegierung hinter das Lesepult, Entziehung von Gerechtsamen, das Verbot des Rasierens auf einige Wochen. Wenn der Jachid das Amt übernahm, aber gegen die pünktliche und rechtmäßige Erfüllung seiner Pflichten verstieß, so wurde er nicht weniger gestraft. Eine Geldbuße im Betrage von 40 Pfund vertrieb Isak Disraeli, den Sammler der „Merkwürdigkeiten der Litteratur", aus der Synagoge und ermöglichte jene politische Merkwürdigkeit, die Laufbahn Lord Beaconsfields. Die Väter der Synagoge, die in jenen Tagen, als Pepys die Unanständigkeiten in ihrer kleine Synagoge in Kings-Street bemerkte, ihre Verfassung in reinem Castilianisch niederschrieben, gedachten mit ihren Statuten die Gemeinde zu festigen, nicht zu zersetzen. Die Tyrannei des Machamad, diese unelastische Handhabung eines eisernen Codex, der in den „goldenen Tagen des guten Königs Karl" geschmiedet wurde, als die Kolonie der holländisch-spanischen Verbannten einem Lager in Feindesland glich und ein militärisches Regime brauchte, war taktlos und vereinigte sich mit der Anziehungskraft

einer ungehinderten, „christlichen“ Laufbahn, um manche glänzende Familie zu den Thoren des Ghettos hinauszutreiben. Athen ist stets eine gefährliche Nebenbuhlerin Spartas gewesen.

Aber der Machamad selbst bewegte sich strenge in den Bahnen, die ihm vorgeschrieben waren. Jener legislatorische Instinkt des Hebräers, aus dem sich das gewaltigste und minutiöseste Gesetzbuch der Welt entwickelt hat, verlockte jene später geborenen Juden, Lokalgesetze hinzuzufügen, die bis zu 200 Seiten in portugiesischer Sprache anschwollen. Es war ein verwirrtes Netz von Takanot oder Vorschriften, die jede Möglichkeit der Synagogenpolitik vorsahen, angefangen von den Streitigkeiten der Mitglieder um die besten Sitze bis zu dem Umfange ihrer Gräber in der Carreira, von der Verteilung der Mizwos unter den Reichen bis zu der Verteilung der Matzos unter den Armen. Wenn sich die Räder und Schrauben des Gemeindelebens „mit Erlaubnis des Machamad“ bewegten, so bewegte sich der Machamad mit Erlaubnis der Takanot.

Der feierliche Rat war versammelt — in „vollständigem Machamad“. Selbst der Vorsteher der Aeltesten war kraft seines Privilegiums anwesend und bildete den Sechsten, abgesehen von dem Kanzler oder Sekretär, der zur Rechten des Vorsitzenden saß und aufgeregt in dem portugiesischen Merkbuche blätterte.

Er war ein kleiner Mann, eine wunderliche Miſchung von Pomp und Großſprecherei, hatte eine ſchnupftabakbeſchmierte Oberlippe und eine Naſe, deren Röte auf die Bekanntſchaft mit dem Weingeiſte ſchließen ließ. Er war vom Bewußtſein ſeiner eigenen Wichtigkeit durchdrungen, aber dieſer Stolz hatte ſeine Wurzel in Demut, denn er kam ſich nur ſo groß vor, weil er der Diener der Größe war. Er lebte „mit Erlaubnis des Machamad". Als Beamter war er jeder Theorie unzugänglich. Wenn man ſich ihm in irgend einer Angelegenheit näherte, breitete er entſchuldigend die Hände aus und keuchte: „Ich muß den Machamad befragen." Man ſagte ihm nach, daß man ihn einmal nach der Uhr gefragt habe und daß er automatiſch gekeucht habe: „Ich muß den Machamad fragen." Dieſes Befragen war eine leere Form; in der Praxis hatte der Sekretär mehr Einfluß als der Oberrabbi, der Bittſteller aus dem wunderlichen Grunde nicht empfehlen durfte, weil die Ehrfurcht gegen ihn den Rat ungerechter Maßen zu Gunſten des Bewerbers beeinfluſſen könnte. Da die Herren des Machamad während der einjährigen Amtszeit unmöglich die Statuten bemeiſtern konnten, beſonders, da nur ſelten ein Mitglied das Portugieſiſche verſtand, in dem ſie zuletzt verfaßt worden waren, wendete man ſich ſtets an den Sekretär, denn ſein Amt war ein dauerndes und er kannte alle Beſchlüſſe und Präzedenzfälle. So

legte er denn die Geſetze mit unparteiiſcher Ungenauigkeit „mit Erlaubnis des Machamad“ aus. In ſeinem innerſten Herzen glaubte er, daß auch die Sonne nur „mit Erlaubnis des Machamad“ ſcheine.

Die Ratsſtube war ziemlich geräumig und mit Tafeln geſchmückt, auf denen in goldenen Buchſtaben die Namen frommer Spender ſtanden. Die Tafeln ſtanden ſo dicht nebeneinander, wie Grabſteine auf einem Friedhof, und ergoſſen ſich ſelbſt bis in den Vorſaal. Um den Beratungstiſch hatte die Blüte der ſpaniſchen Judenſchaft geſeſſen: Granden, die es mit den Stutzern ihrer Tage aufgenommen und mit den Beſten unter ihnen das Schwert gekreuzt hatten; dabei waren ſie äußerſt genau und zeremoniös, und die Männer, die an dieſem Nachmittage zuſammenkamen, bewahrten noch immer ihre ſtattliche kaſtilianiſche Höflichkeit, obwohl die Erinnerung an ſie ſo ſchwach war, wie die verblichenen Inſchriften auf den Paneelen. Dieſe Nachkommen hatten die ſorgfältigen Grüße und Umſchreibungen, die ſtrenge Würde bei Streitigkeiten noch immer beibehalten.

Wie die Takana es forderte, waren es „gottesfürchtige, fähige und ehrbare“ Männer; aber es waren auch vermögende Leute, was ihnen Ruhe und Halt gab. Seine britiſche Majeſtät zierte den Thron nicht beſſer, als der Vorſitzende des Machamad den ſeinen, wie er ſo in ſeinem großen Lehnſtuhle an der Spitze

des langen Tiſches ſaß und, den Vorſteher der Aelteſten zu ſeiner Linken, den Kanzler zu ſeiner Rechten und alle ſeine Räte um ſich hatte.

Die Abendſonne warf einen goldenen Lichtkegel durch die normanniſchen Fenſter, als ſei ſie bemüht, die Namen der Anweſenden in goldenen Buchſtaben feſtzuhalten — „mit Erlaubnis des Machamad".

„Da Coſta mag eintreten," ſagte der Vorſitzende, als der Fall des großen Schnorrers an die Reihe kam.

Der Kanzler ſprang auf, ſtieß die Thür geſchäftig auf und winkte dem leeren Raum mit dem Finger, bis er entdeckte, daß Manaſſe nicht im Vorſaale ſei. Statt ſeiner eilte der Tempeldiener herbei.

„Wo iſt Da Coſta?" keuchte der Kanzler, „ruft Da Coſta!"

„Daaa Coſtaaa!" rief der Tempeldiener laut mit dem langgezogenen Tone eines Gerichtsboten.

Der leere Korridor gab einen hohlen Widerhall. „Ei, vor einem Augenblick war er ja noch da!" rief der beſtürzte Tempeldiener. Er lief den Gang hinab und fand ihn inderthat am Ende desſelben, wo er auf die Straße mündete. Der König der Schnorrer befand ſich in würdevoller Unterhaltung mit einer bedeutenden Perſönlichkeit.

„Da Coſta!" rief der Tempeldiener abermals, aber ſein Ton klang weniger fürchterlich und mehr verdrießlich. Der Bettler wendete nicht den Kopf.

„Herr Da Costa!“ sagte der Tempeldiener, der sich der imposanten Gestalt zu sehr genähert hatte, um sich mit ihr in Vertraulichkeiten einzulassen. Diesmal zeigte der Bettler Symptome wiederhergestellter Gehörfähigkeit: „Ja, lieber Freund,“ sagte er, indem er sich umwendete und dem Abgesandten ein paar Schritte entgegentrat, „Bleibt, Grobstock!“ rief er, über die Schulter gewendet.

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich Euch rief?“ brummte der Tempeldiener.

„Ich hörte Euch „Da Costa“ rufen, glaubte aber natürlich, daß das einer Eurer Trinkkumpane sei!“ antwortete Manasse streng.

„Der Machamad wartet auf Euch,“ stammelte der Tempeldiener.

„Saget den edlen Herren des Machamad,“ sprach Manasse mit vorwurfsvollem Nachdrucke, „daß ich mir sogleich das Vergnügen machen werde, zu ihnen zu kommen.“

„Nun, bleibt noch ein Weilchen, mein lieber Grobstock,“ fuhr er fort, indem er wieder an die Seite des Magnaten trat. „Eure Frau ist also in Tunbridge-Wells zur Kur? Ja, inderthat, das ist eine ausgezeichnete Kur für die Vapeurs. Ich gedenke, meine Frau nach Buxton zu schicken — der Vorsteher unseres Spitals hat dort einen Landsitz.“

„Aber Ihr wurdet ja gerufen,“ murmelte Grob-

ſtock, der ſich ſehnte, fortzukommen. Das Auge des Schnorrers war auf ihn gefallen, während der Eigentümer desſelben ſich unter dem Thorbogen ſonnte, und hatte ihn nicht mehr losgelaſſen.

„Es iſt nur eine Verſammlung des Machamad, der ich beiwohnen muß," antwortete er in gleichgiltigem Tone. „Es iſt eine rechte Plage, aber Pflicht bleibt Pflicht."

Grobſtocks rotes Geſicht wurde ein Rahmen für zwei weit aufgeriſſene Augen.

„Ich dachte, der Machamad ſei Euer oberſter Rat!" rief er.

„Ja, wir ſind unſer Fünf," ſagte Manaſſe leichthin, und während Grobſtock ungläubig den Mund aufriß, ſchlürfte der Kanzler ſelbſt bleich und beſtürzt herbei.

„Ihr laßt die edlen Herren des Machamad warten!" keuchte er gebieteriſch.

„Ja, Ihr habt Recht, Grobſtock," ſprach Manaſſe mit einem Seufzer der Ergebung. „Sie können ohne mich nicht fertig werden. Nun, ich weiß, Ihr werdet mich entſchuldigen. Es freut mich, Euch wiedergeſehen zu haben — wir werden unſer Geplauder einmal abends bei Euch fortſetzen, nicht wahr? Ich habe Eure Gaſtfreundſchaft noch in angenehmer Erinnerung."

„Meine Frau wird den ganzen Monat abweſend ſein," antwortete Grobſtock ſchwach.

„Ha, ha, ha!" lachte Manaſſe ſchelmiſch. „Ich danke Euch für die Erinnerung, ich werde nicht ermangeln, Euch zu helfen, wenn Ihr ihre Abweſenheit benützen wollt. Vielleicht wird die meinige auch abweſend ſein — in Buxton — Alſo zwei Junggeſellen! Ha, ha, ha!" Er ſtreckte die Hand aus und ſchüttelte Grobſtocks Rechte fröhlich zum Abſchiede. Dann ſchlenderte er gemächlich hinter dem fieberhaft ungeduldigen Kanzler einher, wobei ſein Stock in rythmiſcher Langſamkeit über die Steine klopfte.

„Guten Tag, Ihr Herren," ſagte er liebenswürdig, als er in die Ratsſtube eintrat.

„Ihr habt uns warten laſſen!" entgegnete der aus ſeiner königlichen Milde gebrachte Vorſitzende des Machamad. Er war ein aufgeblaſener, ſchwarzbrauner, elegant gekleideter Herr; in dieſem Augenblick beugte er ſich auf ſeinem Sammtthrone vor und trommelte mit den diamantgeſchmückten Fingern auf den Tiſch.

„Nicht ſo lange, als Ihr mich warten ließet," antwortete Manaſſe mit ruhiger Empörung. „Wenn ich gewußt hätte, daß Ihr mich im Korridor abkühlen laſſen wolltet, wäre ich nicht gekommen, und wenn nicht mein Freund, der Schatzmeiſter der großen Synagoge, zu gelegener Zeit vorübergekommen wäre, um ein bischen mit mir zu plaudern, ſo wäre ich auch nicht geblieben."

„Herr, Ihr ſeid unverſchämt!“ brummte der Vorſitzende.

„Herr, ich glaube, Ihr ſchuldet mir eine Entſchuldigung,“ behauptete Manaſſe unerſchüttert. „Da ich die Höflichkeit und hohe Bildung, die Eure edle Familie immer ausgezeichnet hat, kenne, kann ich mir Euren jetzigen Ton nur dadurch erklären, daß Ihr nicht wißt, daß ich eine Beſchwerde habe. Zweifellos war es Euer Kanzler, der mich zu einer zu frühen Stunde vorlud.“

Der Vorſitzende, durch die ruhige Würde des Bettlers abgekühlt, warf einen fragenden Blick auf den empörten Kanzler, der hochrot war und vor Verwirrung und Zorn zitterte.

„Es iſt Ge — Gebrauch, die Be — Betreffenden vor dem Be — Beginn der Verſammlung vorzuladen,“ ſtammelte er hitzig. „Man kann nicht wiſſen, wie lange die frühere Verhandlung dauert.“

„Dann möchte ich den Vorſteher der Aelteſten ehrerbietig erſuchen, in der nächſten Verſammlung ſeiner erhabenen Körperſchaft eine Reſolution einzubringen, daß ſolche, die vor dem Machamad zu erſcheinen haben, allen anderen vorgehen,“ ſagte Manaſſe mit Nachdruck.

Der Vorſteher der Aelteſten warf einen hilfloſen Blick auf den Vorſitzenden des Machamad, der ebenfalls nicht wußte, was er ſagen und thun ſollte.

„Ich will jedoch bei dieſem Punkt jetzt nicht verweilen," fuhr Manaſſe fort, „ebenſowenig will ich die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf die nachläſſige und oberflächliche Art und Weiſe lenken, in der meine Vorladung verfaßt wurde, ſo daß ich, wenn ich ein Wortkrämer wäre, auf den Namen Manaſſe da Coſta gar nicht zu erſcheinen gebraucht hätte."

„Aber Euer Name lautet ja ſo!" proteſtierte der Kanzler.

„Wenn Ihr die Armenliſte durchſeht, werdet Ihr finden, daß mein Name Manaſſe Bueno Barzillai Azevedo da Coſta lautet," ſagte Manaſſe großartig. „Aber Ihr haltet die edlen Herren des Machamad auf." Und mit einer würdevollen Miene, die die Vergangenheit wegzuſchieben ſchien, ließ er ſich auf den nächſten leeren Stuhl am unteren Ende des Tiſches nieder, ſtützte den Ellenbogen auf den Tiſch, das Geſicht in die Hände und blickte zu dem Vorſitzenden hinüber, der ihm gerade gegenüber ſaß. Die Räte waren von ſeinem unerwarteten Benehmen ſo beſtürzt, daß auch dieſe Kühnheit kaum bemerkt wurde. Der Kanzler jedoch, in ſeinen innerſten Gefühlen verletzt, rief gereizt: „Stehet auf, Herr; dieſe Stühle ſind für die edlen Herren des Machamad beſtimmt!"

„Und da es edle Herren ſind, wird es ihnen nicht einfallen, einen alten Mann noch länger ſtehen zu laſſen," fügte Manaſſe in vernichtendem Tone hinzu.

„Wenn Ihr ein anſtändiger Menſch wäret, würdet Ihr das Ding da vom Kopfe nehmen," erwiderte der Kanzler.

„Wenn Ihr nicht ein Amhoretz wäret," replizierte der Bettler, „würdet Ihr wiſſen, daß dies nicht ein Zeichen der Unehrerbietung gegen den Machamad, ſondern eines der Ehrerbietung gegen das Geſetz iſt, das höher ſteht als der Machamad. Ein Reicher darf unſere heilige Religion vernachläſſigen, aber ein Armer hat nur das Geſetz. Das iſt ſein einziger Luxus."

Das pathetiſche Zittern ſeiner Stimme erregte in den Herzen der Räte ein unklares Gefühl von Unrecht und Ungerechtigkeit. Der Vorſitzende hatte die unbeſtimmte Empfindung, daß ſeinem bevorſtehenden, eindrucksvollen Verweiſe die Spitze abgebrochen ſei — ja ſogar, daß er ſtatt deſſen ſelber einen Verweis bekommen hätte. Gereizt wandte er ſich zum Kanzler und hieß ihn ſchweigen.

„Er meint es ja gut," ſagte Manaſſe entſchuldigend. „Man kann doch nicht erwarten, daß er die feinen Gefühle der edlen Herren des Machamad haben ſoll. „Darf ich Euch bitten, Herr, mir bekannt zu geben, weswegen Ihr mich vorgeladen habt?" fuhr er fort. „Ich habe noch einige Kunden zu beſuchen."

Die diamantengeſchmückten Finger des Vorſitzenden begannen wieder ihr übellauniges Trommeln auf dem Tiſche; er ſchäumte innerlich vor vereitelter Wut, vor

gerechter Empörung, die dieſe Worte ungerecht erſcheinen ließen. „Herr!“ brach er endlich mit dem ſchrecklichſten Tone los, über den er unter ſothanen Umſtänden verfügen konnte. „Iſt es wahr, daß Ihr daran denkt, Eure Tochter mit einem polniſchen Juden zu verheiraten?“

„Nein,“ antwortete Manaſſe kurz.

„Nein?“ wiederholte der Vorſitzende, während bei dieſem unerwarteten Zuſammenbruch der ganzen Angelegenheit ein Murmeln des Erſtaunens um den Tiſch lief.

„Was? Eure Tochter hat es ja meiner Frau geſagt,“ ſprach der Rat, der zur Rechten Manaſſes ſaß.

Manaſſe wandte ſich zu ihm, indem er ſeinen Stuhl ſamt ſeinem Körper zu ihm hinüberneigte. „Meine Tochter wird einen polniſchen Juden heiraten, aber ich denke nicht daran, ſie ihm zu geben,“ ſagte er, argumentativ den Zeigefinger erhebend.

„O, Ihr verweigert alſo Eure Einwilligung?“ erklärte der Rat, ſeinen Stuhl zurückſchiebend, um die zunehmende Nähe des Bettlers zu vermeiden.

„Durchaus nicht,“ antwortete Manaſſe in überraſchtem Tone, während er ſeinen Stuhl wieder näher rückte. „Ich habe bereits eingewilligt. Ich denke nicht ans Einwilligen. Dieſe Worte deuten auf Unſchlüſſigkeit hin.“

„Keine Witze, Menſch!“ rief der Vorſitzende,

während Scharlachröte ſein Geſicht überzog. „Wißt Ihr nicht, daß eine ſolche Verbindung für Euch, Eure Tochter und die Gemeinde, die ſoviel für Euch gethan hat, entehrend und erniedrigend iſt? Was! Eine Sephardi einen Tedesko heiraten! Schmachvoll!“

„Glaubt Ihr, daß ich die Schmach nicht ebenſo tief empfinde, wie Ihr?“ fragte Manaſſe mit unendlichem Pathos. „Glaubt Ihr, Ihr Herren, daß ich durch dieſe Liebe eines Tedesko zu meiner Tochter nicht gelitten habe? Ich kam her, Mitgefühl von Euch erwartend, und Ihr macht mir Vorwürfe? Herr vielleicht glaubt Ihr —“ hier wendete er ſich zu ſeinem Nachbar zur Rechten, der in ſeinem ängſtlichen Beſtreben, die gefährliche Nähe zu vermeiden, ſeinen Stuhl halb umgedreht hatte und ſomit dem argumentativ erhobenen Zeigefinger nur den Rücken bot — „vielleicht glaubt Ihr, daß ich, weil ich meine Einwilligung gegeben habe, nicht mit Euch mitfühlen kann, daß ich nicht gleich Euch dieſen Fleck auf unſerem gemeinſamen Wappen beklage; vielleicht glaubt Ihr —“ hier rückte er geſchickt ſeinen Stuhl auf die andere Seite des Rates, ihn derart wie ein Kap umſegelnd — „vielleicht glaubt Ihr, daß ich, weil Ihr mit meiner Heimſuchung kein Mitgefühl habt, auch keines für Euere habe? Nein, wenn ich einwilligte, ſo geſchah das nur, weil es das beſte war, was ich für meine Tochter thun konnte. In meinem Herzen habe ich ſie verſtoßen, ſo

daß sie eigentlich als eine Waise gelten kann und somit völlig geeignet ist, die Heiratsstiftung zu erhalten, die Rodriguez Real — Friede sei mit ihm! — hinterlassen hat."

„Herr, da giebt es nichts zu lachen!" donnerte der Vorsitzende. Er vergaß seine Würde, da er zuviel an sie dachte.

„Inderthat," antwortete Manasse teilnahmsvoll, indem er sich nach rechts schob, so daß er dem Vorsitzenden gegenüber saß, der stürmisch fortfuhr: „Herr, kennt Ihr die Strafen, denen Ihr Euch aussetzt, wenn Ihr auf Eurer Absicht beharrt?"

„Ich setze mich keinen Strafen aus," entgegnete der Bettler.

„So glaubt Ihr also, daß jeder ungestraft unsere alten Takanot mit Füßen treten darf?"

„Unsere alten Takanot?" wiederholte Manasse überrascht. „Was haben die dagegen einzuwenden, wenn eine Sephardi einen Tedesko heiratet?"

Die Kühnheit der Frage machte den Rat sprachlos. Manasse mußte sie selbst beantworten: „Sie haben gar nichts dagegen einzuwenden. Es giebt keine solche Takana."

Einen Augenblick herrschte ein furchtbares Stillschweigen. Es war, als hätte Manasse die Zehn Gebote verleugnet.

„Ihr ſtellt alſo das erſte Prinzip unſerer Verfaſſung in Frage?“ ſprach der Vorſitzende endlich in leiſem, unheildrohenden Ton. „Leugnet Ihr, daß Eure Tochter eine Verräterin iſt? Leugnet Ihr's?“

„Fragt Euren Kanzler,“ fiel Manaſſe ruhig ein. „Er iſt ein Amhoretz, aber die Statuten ſollte er kennen; er wird Euch ſagen, daß das, was meine Tochter thut, nirgends verboten iſt.“

„Still, Herr!“ rief der Vorſitzende gereizt. „Herr Kanzler, leſt die Takana vor.“

Der Kanzler, abwechſelnd rot und bleich werdend, rutſchte auf ſeinem Seſſel herum. Aller Augen waren in angſtvoller Erwartung auf ihn gerichtet.

Er ſtieß ein „Hm!“ und ein „Ha!“ aus, hüſtelte, ſchnupfte und ſchneuzte ſich ſorgfältig.

„Es — giebt dafür — kei—keine ausdrückliche Takana,“ ſtotterte er endlich. Manaſſe ſaß in beſcheidenem Triumphe ruhig da. Der Rat, der nun ſein rechter Nachbar geworden, war der erſte, der das betäubte Stillſchweigen brach. Er miſchte ſich heute zum erſtenmal ein: „Natürlich iſt dergleichen nie niedergeſchrieben worden,“ ſprach er in ſtrengem, vorwurfsvollen Ton. „Es brauchte nie ein Geſetz dagegen gemacht werden, weil man es nie für möglich hielt. Solche Dinge giebt jedem vernünftigen Sephardi das Gefühl ein. Haben wir ein Geſetz gegen Ehen mit Chriſten gemacht?“

Manaſſe wendete einen halben Kompaßſtrich um und durchbohrte den neuen Gegner mit dem argumentativ erhobenen Zeigefinger: „Gewiß haben wir das!“ antwortete er unerwartet. „Abſchnitt XX, Paragraph 2.“ Er zitierte die Takana auswendig; das tönende Portugieſiſch klang wie eine feierliche Anklage. „Wenn unſere Geſetzgeber die Abſicht gehabt hätten, Miſchehen mit der deutſchen Gemeinde zu verbieten, würden ſie es verboten haben.“

„Das mündliche Geſetz iſt ebenſo gut, wie das geſchriebene!“ rief der Kanzler, ſich faſſend. „So iſt es in unſerer heiligen Religion, und ſo iſt es in unſerer Verfaſſung.“

„Gewiß! Es giebt Präzedenzfälle,“ rief der Vorſitzende eifrig.

„Wir haben den Fall eines unſerer Schatzmeiſter zur Zeit Georg II.,“ ſagte der kleine Kanzler, unter dem Sonnenſcheine der Ermutigung des Vorſitzenden wieder aufblühend. Er nannte den Namen des Vorfahren einer heutigen Herzogin. „Er wollte eine deutſche Jüdin heiraten.“

„Und es wurde ihm unterſagt,“ fügte der Vorſitzende hinzu.

„Hm!“ hüſtelte der Kanzler. „Er durfte ſie nur unter demütigenden Bedingungen heiraten — die Aelteſten verboten die Anweſenheit der Mitglieder des Rabbinats und der Kantoren. In der Synagoge durfte

keine Feierlichkeit ſtattfinden; für das Wohl des Bräutigams durfte kein Segensſpruch geſagt werden, auch ſollte er nie mehr als „Bräutigam der Thora“ aufgerufen werden.

„Aber meinem Schwiegerſohne werden die Aelteſten keine ſolchen Bedingungen auferlegen,“ ſagte Manaſſe, indem er um einen anderen Stuhl herumſegelte, ſo daß ſein Zeigefinger jetzt auf den Vorſteher der Aelteſten gerichtet war, an deſſen linker Seite er in ſeinem argumentativen Vorrücken angelangt war.

„Erſtens iſt er nicht einer der Unſerigen. Sein Wunſch, ſich uns anzuſchließen, iſt ein Kompliment für uns. Wenn Jemand Euere Traditionen verletzt, ſo iſt es meine Tochter. Aber ſie iſt kein Mann, wie der erwähnte Schatzmeiſter; ſie iſt auch nicht thätig vorgegangen, ſie hat nicht abſichtlich einen Tedesko gewählt, ſondern iſt von ihm gewählt worden. Euere männlichen Präzedenzfälle können ihr alſo nichts anhaben.“

„Aber wir können Euch Etwas anhaben,“ ſagte der gegenwärtige Schatzmeiſter mit einem grimmigen Auflachen. Er ſaß Manaſſe gegenüber, nächſt dem Kanzler.

„Ihr denkt wohl an Geldſtrafen?“ ſagte Manaſſe, ihm über den Tiſch einen verächtlichen Blick zuwerfend. „Schön, ſo legt mir eine auf — wenn Ihr Euch den Luxus gönnen könnt. Ihr vergeßt, ich bin ein Ge-

lehrter, ein Ben Thora, der keine anderen Einnahmen besitzt, als was Ihr ihm gebt. Wenn Ihr diese Geldstrafen zahlen wollt, so ist das Eure Sache, in der Armenkasse ist immer Platz. Ich freue mich immer, wenn ich von Geldbußen höre. Meine Herren, es wäre besser, wenn Ihr Euch in das Unvermeidliche schicken wolltet — muß ich es nicht auch thun? Es giebt keine Takana, um meinem Schwiegersohne alle gewöhnlichen Privilegien vorzuenthalten. Inderthat, eigentlich kam ich nur her, um Euch zu bitten, ihn am Sabbat vor seiner Hochzeit zur Thora aufzurufen. Nach Abschnitt III, Paragraph 1 seid Ihr ermächtigt, jeden zuzulassen, der im Begriffe steht, die Tochter eines Jachid zu heiraten." Abermals ertönte das klangvolle Portugiesisch und überschauerte die Räte mit all dem Grauen alter, in einer unverständlichen Sprache abgefaßten Statuten. Erst ein Vierteljahrhundert später wurden die Takanot ins Englische übersetzt, und von diesem Augenblick an war ihre Autorität dem Tode verfallen.

Der Kanzler war der erste, der sich von dem Citate erholte. Die tägliche Berührung mit diesen veralteten Heiligtümern hatte ihr Grauen abgeschwächt, und die ohnmächtige Gereiztheit des Präsidenten spornte ihn zum Handeln an.

„Aber Ihr seid kein Jachid," sprach er ruhig. „Nach Paragraph 5 desselben Abschnittes hört jeder,

deſſen Name auf der Armenliſte erſcheint, auf, ein Jachid zu ſein."

„Ein ſchönes Geſetz," ſagte Manaſſe ironiſch. „Ein jeder darf abſtimmen, nur der Arme nicht," und den Kanzler völlig ignorierend, bemerkte er vertraulich zu dem Vorſteher der Aelteſten, an deſſen Seite er ſich noch befand: „Es iſt ſonderbar, wie wenige unter Euch Aelteſten einſehen, daß die Almoſenempfänger die Säulen der Synagoge ſind. Was hält Eure Gemeinde zuſammen? Geldſtrafen. Was ſichert den Reſpekt vor der Verfaſſung? Geldſtrafen. Was bewegt jeden, ſeine Pflicht zu thun? Geldſtrafen. Was regiert ſelbſt den Machamad? Geldſtrafen. Und die Armen ſind es, die für all dieſes Geld einen Ausfluß bieten. Bei Gott, glaubt Ihr, daß Eure Mitglieder auch nur einen Augenblick Eure Strafen dulden würden, wenn ſie nicht wüßten, daß das Geld für wohlthätige Zwecke ausgegeben wird? „Wohlthätigkeit iſt das Salz der Reichtümer," ſagt der Talmud, und inderthat, ſie iſt das Salz, das unſere Gemeinde konſerviert."

„Genug, Herr! Genug!" ſchrie der Vorſitzende, alle Rückſicht für jene ernſte Würde der alten Ratsſtube vergeſſend, die Manaſſe nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten ſuchte. „Vergeßt Ihr, zu wem Ihr ſprecht?"

„Ich ſpreche zu dem Vorſteher der Aelteſten," ſagte

Manaſſe in verletztem Tone. „Wenn Ihr jedoch wollt, daß ich mich an Euch wende —“ und um den Vorſteher der Aelteſten eine Schwenkung beſchreibend, landete er mit ſeinem Stuhle nächſt dem des Vorſitzenden.

„Still, Menſch!“ donnerte der Vorſitzende, krampfhaft vor ſeiner vertraulichen Berührung zurückſchreckend. „Ihr habt gar kein Recht auf eine Stimme! Wie der Kanzler uns ſoeben aufmerkſam machte, ſeid Ihr nicht einmal ein Jachid“ (Gemeindemitglied).

„Dann hat das Geſetz auch keine Anwendung auf mich,“ entgegnete der Bettler ruhig. „Nur einem Jachid, der zu dieſem und jenem Vorrechte hat, darf dieſes oder jenes verboten werden. Keine Takana erwähnt des Armen oder giebt Euch Gewalt über ihn.“

„Im Gegenteil, er iſt verpflichtet, dem Wochentagsgottesdienſte beizuwohnen,“ ſagte der Kanzler, der ſah, daß der Präſident wieder außer Faſſung geriet. „Aber dieſer Mann thut dies nur ſelten, Ihr Herren.“

„Ich thue es nie,“ verbeſſerte Manaſſe mit rührender Trauer. „Das iſt wieder eines der Vorrechte, auf die ich um Euer Almoſen willen verzichten muß; ich darf es nicht wagen, vor meinem Schöpfer im Lichte eines Söldlings zu erſcheinen.“

„Und was hindert Euch, die Wache auf dem Friedhof zu übernehmen, wenn die Reihe an Euch kommt?“ höhnte der Kanzler.

Die Gegner waren nun dicht aufeinander geraten;

ſie befanden ſich zu beiden Seiten des Vorſitzenden des Machamads, der zwiſchen den zwei höhnenden, ſtreitenden Geſtalten eingekeilt war; ſeine Hautfarbe wurde jeden Augenblick ſchwärzer und ſeine Finger zuckten nervös.

„Was mich hindert?“ anwortete Manaſſe. „Mein Alter. Es wäre eine Sünde gegen Gott, auch nur eine Nacht auf dem Friedhof zu verbringen. Aber ich thue meine Pflicht; ich bezahle ſtets einen Erſatzmann.“

„Das will ich glauben,“ ſagte der Schatzmeiſter. „Ich erinnere mich, daß Ihr mich um Geld batet, um einen alten Mann vor dem Friedhof zu bewahren. Jetzt verſtehe ich, was Ihr damit meintet.“

„Ja,“ fielen zwei andere Räte ein, „und ich —“

„Ruhe, meine Herren, Ruhe!“ fiel der Präſident verzweifelt ein, denn der Nachmittag ging zu Ende, die Sonne ſenkte ſich, und die Schatten des Zwielichts begannen zu fallen. „Ihr dürft Euch mit dem Manne in keinen Streit einlaſſen. Hört, mein Lieber, wir weigern uns, dieſer Heirat unſere Sanktion zu geben; ſie wird nicht von unſerem Prediger vollzogen werden, auch denken wir nicht im Traume daran, Euren Schwiegerſohn als Jachid aufzunehmen.“

„Dann laßt ihn in die Armenliſte aufnehmen,“ ſagte Manaſſe.

„Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß wir Euch daraus ſtreichen werden! Bei Gott!“ ſchrie der Präſident, indem er mit der ganzen Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

„Wenn Ihr diesem Skandal nicht sofort ein Ende macht, werdet Ihr es bereuen.“

„Droht Ihr mir mit dem Bann?“ sagte Manasse, indem er sich erhob. In seinem Auge funkelte ein drohender Ausdruck.

„Dieser Skandal muß ein Ende haben,“ wiederholte der Vorsitzende, sich in seiner Aufregung unwillkürlich gleichfalls erhebend.

„Jedes Mitglied des Machamad könnte ihm im Nu ein Ende machen,“ sagte Manasse. „Ihr selbst, wenn Ihr nur wolltet.“

„Wenn ich nur wollte?“ wiederholte der Vorsitzende fragend.

„Wenn Ihr meine Tochter nur wolltet. Seid Ihr nicht ein Junggeselle? Ich bin überzeugt, sie könnte keinem der Anwesenden Nein sagen — außer dem Kanzler. Aber keiner von Euch hat den wirklich guten Willen, die Gemeinde vor diesem Skandal zu retten, und daher muß meine Tochter heiraten, so gut es geht. Und doch würde dieses schöne Geschöpf selbst einem Hause in Hackney keine Schande machen.“

Manasse sprach so ernsthaft, daß der Vorsitzende noch mehr schäumte. „Wenn sie diesen Polen heiratet, so seid Ihr auf Leben und Tod von uns geschieden!“ tobte er. „Solange Ihr lebt, werdet Ihr außerhalb unserer Mauern beten müssen, und wenn Ihr tot seid, werdet Ihr hinter dem Zaun begraben werden.“

„Ja, ſo geht es," ſprach Manaſſe in ominöſem Selbſtgeſpräch. „Der Arme wird in den Bann gethan, der Reiche bekommt die Erlaubnis, die Tedesko ſeiner Wahl zu heiraten."

„Hinaus, Menſch!" brüllte der Vorſitzende. „Ihr habt nun unſer Ultimatum gehört."

Aber Manaſſe ließ den Mut nicht ſinken. „Und Ihr ſollt das meinige hören," ſagte er mit einer Ruhe, die im Gegenſatze zu der Wut des Vorſitzenden noch eindrucksvoller war. „Herr Präſident, vergeßt nicht, daß Ihr und ich derſelben Brüderſchaft Gehorſam ſchuldig ſind. Vergeßt nicht, daß die Macht, die Euch geſchaffen hat, Euch bei der nächſten Wahl zunichte machen kann; vergeßt nicht, daß ich einen rieſigen Einfluß habe, wenn ich auch keine Stimme beſitze; daß es keinen Jachid giebt, den ich nicht wöchentlich beſuche; daß es keinen Schnorrer giebt, der mir nicht in die Verbannung folgen wird. Vergeßt nicht, daß es noch eine andere Gemeinde giebt, der man ſich zuwenden kann — ja, dieſelbe Eskanaſygemeinde, die Ihr verachtet — gerade jetzt habe ich mit ihrem Schatzmeiſter geſprochen. — Das iſt eine Gemeinde, die täglich an Wohlſtand und Größe zunimmt, während Ihr in Eurer Trägheit ſchlummert."

Seine hohe Geſtalt beherrſchte das Zimmer, ſein Kopf ſchien die Decke zu berühren. Die Räte ſaßen betäubt da, wie in einem Gewitterſturm.

„Lump! Gotteslästerer! Schamloser Renegat!“ schrie der Vorsitzende, und da er sich bereits erhoben hatte, stürzte er zur Glocke, an der er wie toll riß. Der Kanzler erbleichte, als er bemerkte, daß er eine Gelegenheit verloren hatte.

„Ich werde dieses Zimmer nicht eher verlassen, als es mir paßt,“ sagte Manasse, indem er sich auf dem nächsten Stuhle niederließ und die Arme über die Brust verschränkte.

Ein Schrei des Entsetzens und der Bestürzung tönte aus allen Kehlen; sämtliche Räte sprangen drohend in die Höhe und Manasse bemerkte, daß er auf dem Lehnstuhle des Vorsitzenden thronte.

Aber er wich und wankte nicht. „Nicht doch, behaltet Eure Plätze, Ihr Herren,“ sagte er mit stoischer Ruhe.

Bei dem Geräusch drehte sich der Vorsitzende um, erblickte den Schnorrer auf seinem Stuhl, taumelte und hielt sich am Kaminsims fest. Die Räte standen wie erstarrt, während die Augen des Kanzlers wild über die Wände schweiften, als erwartete er, daß die goldenen Namen aus den Tafeln herausspringen würden. Der Tempeldiener, von dem heftigen Geklingel erschreckt, stürzte herein, blickte, der Befehle gewärtig, instinktiv zum Throne hinüber und blieb wie versteinert auf der Schwelle. Sprachlos starrte er Manasse an, während der Vorsitzende gleich einem Stockfisch am Lande sich be-

mühte, den Befehl zum Hinauswerfen des Bettlers auszusprechen.

„Starrt mich nicht so an, Gomez!“ rief Manasse gebieterisch. „Seht Ihr nicht, daß der Präsident ein Glas Wasser braucht?“

Der Tempeldiener warf einen Blick auf den Vorsitzenden und stürzte dann, da er seinen Zustand bemerkte, wieder hinaus, um Wasser zu holen. Das war das letzte. Als der arme Vorsitzende sah, daß seine Autorität ebenso usurpiert worden war, wie sein Platz, wurde er ganz rasend. Ein paar Sekunden lang bemühte er sich, einen Fluch auszustoßen, der ebenso gegen seine geschlagenen Räte, wie gegen den triumphierenden Bettler gerichtet war. Aber er brachte nur einen unartikulierten, heiseren Schrei heraus und taumelte seitwärts. Manasse sprang auf und fing die sinkende Gestalt in seinen Armen auf. Einen furchtbaren Augenblick lang hielt er sich aufrecht, während tiefes Schweigen herrschte, das nur durch das unzusammenhängende Gemurmel des Bewußtlosen unterbrochen wurde. Dann rief er zornig: „Rührt Euch, Ihr Herren! Seht Ihr nicht, daß der Präsident krank ist?“, schleppte seine Last zu dem Tisch, legte sie, von den erschreckten Räten unterstützt, flach darauf nieder und riß das gekrauste Hemd auf. Mit einer fast boshaften Bewegung schleuderte er das Merkbuch zu Boden, um dem Vorsitzenden Platz zu machen.

Der Tempeldiener kehrte mit dem Glas Waſſer zurück, das er beinahe fallen gelaſſen hätte. „Lauft nach einem Arzt,“ gebot Manaſſe; dann ſchüttete er das Waſſer nachläſſig in der Richtung des Kanzlers aus und fragte, ob Jemand etwas Branntwein bei ſich hätte. Niemand gab Antwort.

„Nun, nun, Herr Kanzler,“ ſagte er, „zieht nur Eure Flaſche heraus.“

Und der beſchämte Beamte gehorchte.

„Hat einer von Euch eine Equipage draußen?“ war die nächſte Frage, die Manaſſe an den Machamad richtete.

Es war nicht der Fall; Manaſſe ſchickte daher den Vorſteher der Aelteſten fort, um eine Sänfte zu holen. Dann blieb nichts übrig, als auf den Arzt zu warten.

„Ihr ſeht, Ihr Herren, wie unſicher die irdiſche Macht iſt,“ ſagte der Schnorrer feierlich, während der der Vorſitzende, gegen ſeine eindringliche Moralpredigt taub, röchelnd atmete. „Sie wird im Nu verſchlungen, wie Liſſabon von der Erde. Verflucht iſt, wer die Armen verachtet. Wie wahr iſt das Wort unſerer Weiſen: „Ein Haus, das ſich den Armen nicht öffnet, öffnet ſich dem Arzte.“

In der zunehmenden Dämmerung leuchteten ſeine Augen in unheimlichem Glanze. Die eingeſchüchterte Verſammlung beugte ſich vor ſeinen Worten wie Schilf

vor dem Winde oder ein vom Gewiſſen geplagter König vor einem furchtloſen Propheten.

Als der Arzt kam, gab er das Urteil ab, daß der Vorſitzende einen leichten Schlaganfall und eine zeitweiſe Lähmung des rechten Fußes erlitten habe. Der Kranke, der mittlerweile zum Bewußtſein gekommen war, wurde in der Sänfte nach Hauſe geſchafft und der Machamad löſte ſich in Verwirrung auf. Manaſſe war der Letzte, der die Ratsſtube verließ. Als er in den Korridor hinausſtolzierte, drehte er den Schlüſſel der Thür mit einem rachſüchtigen Ruck hinter ſich zu. Dann ſteckte er die Hände in die Hoſentaſche und gab dem Tempeldiener eine Krone, indem er heiter bemerkte: „Ihr müßt wohl Eure gewöhnlichen Sporteln haben, wie?“

Der Tempeldiener war auf das Tiefſte bewegt und hatte einen Anfall von Ehrlichkeit, dem er nicht zu widerſtehen vermochte. „Der Vorſitzende giebt mir immer nur eine halbe Krone,“ murmelte er.

„Ja, aber er wird vielleicht nicht imſtande ſein, der nächſten Verſammlung beizuwohnen. Vielleicht bin auch ich nicht dabei.“

6. Kapitel.

(Zeigt, wie der König die Synagoge bereicherte.)

Die Synagoge war überfüllt — Mitglieder, Waiſenknaben, Schnorrer, Alle verſammelten ſich zur

Feier des Sabbats. Aber der Vorſitzende des Machamad fehlte; er litt noch immer unter den Nachwirkungen ſeines Anfalls und hielt es für das Klügſte, zu Hauſe zu bleiben. Der Rat der Fünf hatte ſich nicht verſammelt, ſeit ihn Manaſſe aufgelöſt hatte, und ſo blieb die Angelegenheit der Heirat ſeiner Tochter in der Schwebe, was inderthat nicht ſelten der Stand der von ſepharbiſchen Körperſchaften erörterten Angelegenheiten war. Nachdem die Behörde ſich derart paſſiv verhielt, machte es Manaſſe wenig Schwierigkeiten, den untergeordneten Beamten ſeinen Willen aufzuzwingen. Seine Tochter ſollte unter dem ſepharbiſchen Trauhimmel getraut werden und dem Bräutigam kein Jota der ſynagogalen Ehren entzogen werden. An dieſem Sabbat, dem letzten vor der Hochzeit, ſollte Jankele wie ein echter Portugieſe zum Leſen der Thora aufgerufen werden.

Mit einem Gefühl feierlicher Ehrfurcht, das nicht gerade Manaſſes großartigen Schilderungen des alten Tempels entſprang, erſchien er zum erſtenmale in der Synagoge der Väter ſeiner Braut. Er durchſchritt in leichtfertiger Stimmung den Hof, denn nach ſeinen früheren Erfahrungen mit ſeinem zukünftigen Schwiegervater war er halb darauf vorbereitet, daß die Pracht ſich als unwahr erweiſen würde. Ihre unerwartete Wirklichkeit ſchüchterte ihn ein, und er war froh, daß er ſeinen beſten Anzug trug. Sein Velpelhut, die

grünen Beinkleider und der braune Rock ſtellten ihn den maſſiven Säulen, den funkelnden Armleuchtern und dem majeſtätiſchen Dache gleich. Was Da Coſta betraf, ſo hatte er an ſeiner Kleidung keinerlei Veränderung vorgenommen; aber er verlieh ſeinen ſchäbigen Gewändern Würde, indem er ſie mit ſtolzer Männlichkeit ausfüllte und ſein ſchnupftabakfarbenes Oberkleid wie ein Purpurgewand trug. Seine Kleidung hatte etwas Amtsmäßiges und war den Andächtigen ebenſo vertraut wie der ſchwarze Talar und die weißen Bäffchen des Kantors. Es ſchien ganz ſelbſtverſtändlich, daß er als Erſter zur Thora gerufen wurde, ganz abgeſehen von der Thatſache, daß er ein „Kohen", ein Abkömmling Arons war — eine Abſtammung, der vielleicht ſeine majeſtätiſche Haltung zuzuſchreiben war.

Als der Vorbeter mit kräftiger Stimme anſtimmte: „Der gute Name — Manaſſe, der Sohn Judas, der Prieſter, ſoll ſich erheben, um das Geſetz vorzuleſen", wendeten ſich alle Augen mit neu erregtem Intereſſe auf den zukünftigen Schwiegervater. Manaſſe erhob ſich ruhig, warf den herunterrutſchenden Talliß über die linke Schulter und ſchritt auf das Leſepult zu, wo er die Segensſprüche herſagte und an der rechten Seite des Vorbeters ſtehen blieb, während ſein Abſchnitt aus der heiligen Geſetzesrolle vorgeleſen wurde. In der Gemeinde befand ſich mancher ſtattliche Mann, aber keiner, der ſich auf der Plattform beſſer

ausgenommen hätte. Es war ein ſchöner Anblick, als Manaſſe der Geſetzesrolle ſeine Huldigung bezeigte; es erinnerte an die Begegnung zweier Herrſcher.

Der große Moment trat jedoch ein, als der Vorbeter, nachdem der Abſchnitt zu Ende war, Manaſſes Spenden für die Synagoge verkündigte. Der Betrag war in einen langen Segensſpruch eingeſchloſſen, wie eine Münze, die in Papier gewickelt iſt. Das war immer ein bedeutender Augenblick, ſelbſt wenn es ſich um unbedeutende Perſönlichkeiten handelte. Vorher wurde über die Freigebigkeit eines Jeden ſpekuliert und nachher wurde ſie kommentiert. Manaſſe, ſo war die Anſicht Aller, würde ſich, obwohl er ein großer Schnorrer war, zur Höhe der Situation aufſchwingen und gewiß ſiebeneinhalb Schillinge ſpenden. Die Schlaueren hatten eine Ahnung, daß er, um ſich das Anſehen unerſchöpflicher Freigebigkeit zu geben, die Summe in zwei oder drei beſondere Spenden teilen würde.

Die Schlaueren bekamen Recht und Unrecht, wie es gewöhnlich geſchieht. Der Vorbeter begann ſeine wunderliche Formel: „Miſcheberach —“ indem er an der Stelle innehielt, wo ſich im Hebräiſchen ein leerer Raum für den Betrag befindet. Er ſpann die Eingangsworte: „Baabhur Schenadar“ („Der gelobt“) — aus und der letzte Ton tönte wie das Schwingen einer Stimmgabel weiter. Es war eine ſenſationelle

Pauſe; ſie fand ſtatt, weil er den Betrag vergeſſen hatte oder in der elften Stunde Verſtärkung forderte. Es geſchah oft, daß die Geizigen, unter dem Drucke bevorſtehender Veröffentlichung erſchreckend, ihre Beträge leichtſinnig erhöhten.

„Baabhur Schenadar" — Die Gemeinde hing an ſeinen Lippen. Mit ſeiner gewöhnlichen, fragenden Geberde neigte er ſein Ohr an Manaſſes Mund; ſein Geſicht hatte einen ungewöhnlichen Ausdruck der Verblüffung und die der Plattform zunächſt Stehenden bemerkten, daß zwiſchen dem Schnorrer und dem Vorbeter ein kleines Zwiegeſpräch ſtattfand. Der Letztere war verwirrt und aufgeregt, der Erſtere gemeſſen wie immer. Die Verzögerung hatte den Vorbeter ebenſo aus der Faſſung gebracht, wie ſie die Neugierde der Gemeinde gereizt hatte. Er wiederholte:

Baabhur ſchenadar — cinco livras — fuhr er flüſſig, ohne weitere Pauſe fort — „für die Armen — für das Leben Jankows ben Itzchok, ſeines Schwiegerſohnes ꝛc. ꝛc.". Aber wenige der Andächtigen hatten mehr gehört als „cinco livras" (fünf Pfund.) Ein Schauer lief durch das Gebäude, die Leute ſpitzten ungläubig die Ohren und flüſterten miteinander. Einer verließ entſchloſſen ſeinen Platz und ſchritt auf die Loge zu, in der der Vorſteher der Aelteſten ſaß. In Abweſenheit des Vorſitzenden des Machamad führte er den Vorſitz.

„Ich habe nicht recht gehört; wie viel war es?“ fragte er.

„Pfünf Pfund,“ antwortete der Vorsteher der Aeltesten kurz. Er argwöhnte, daß sich hinter der Spende des Bettlers eine unehrerbietige Ironie verbarg. Der Segensspruch nahm ein Ende, und ehe die Zuhörer Zeit hatten, die Thatsache einzusehen, hatte der Vorbeter einen neuen begonnen. Mischeberach —“ hob er in dem seltsamen, traditionellen Singsangton an. Die Wogen der Neugierde stiegen wieder, noch höher als zuvor.

„Baabhur schenadar —“

Die Wogen hielten einen Augenblick bewegungslos inne.

„Cinco livras!“

Die Wogen brachen sich mit leisem Gemurmel, während der Vorbeter unerschüttert fortfuhr: „für Oel, für das Leben seiner Tochter Deborah ꝛc. ꝛc.“

Als er zu Ende war, herrschte eine tiefe Stille. Sollte ein da capo kommen?

„Mischeberach —“

Abermals schwollen die Wogen der Neugierde und stiegen und fielen mit der Ebbe und Flut der finanziellen Segenssprüche.

„Baabhur schenadar — cinco livras — für Wachskerzen.“

Diesmal schwoll das Beben, das Flüstern, die

Unruhe zu einem entschiedenen Summen an. Die Blicke der ganzen Gemeinde waren auf den Bettler gerichtet, der in dem Glanze des Ruhmes unbeweglich dastand. Sogar die in ihrem Chorstuhle zusammengepferchten Waisenknaben ließen in ihrer Unaufmerksamkeit eine Pause eintreten und reckten den Hals nach der Plattform. Selbst die reichsten Magnaten pflegten nicht „Frömmigkeit" zu fünf Pfund den Point zu spielen.

In der Damengalerie herrschte größte Aufregung. Die Insassen derselben blickten eifrig durch das Gitter. Eine üppige, reichgekleidete, mit Juwelen überladene Dame von vierzig Lenzen hatte sich erhoben und blickte, auf den Zehenspitzen stehend, wie rasend über das Geländer, wobei ihre Feder wie ein Notsignal flatterte. Es war Manasses Gattin. Diese Verschwendung machte sie rasend; jede Spende traf sie wie ein vergifteter Pfeil und vergeblich bemühte sie sich, dem Auge ihres Gatten zu begegnen. Die Luft schien von Kleidern, Hüten und Reifröcken erfüllt zu sein, die vor ihrer Nase in Rauch aufgingen, ohne daß sie imstande war, zu ihrer Rettung Hand oder Fuß zu rühren. Ganze Garderoben gingen bei jedem Segensspruche zu Grunde.

Nur mit äußerster Anstrengung hielt sie sich davor zurück, ihrem verschwenderischen Gebieter von oben herab zuzuschreien. Vergebens bemühte sich die neben

ihr ſitzende ſchöne Deborah, ſie durch die Verſicherung zu beruhigen, daß Manaſſe gewiß nicht die Abſicht habe, je zu zahlen.

„Baabhur ſchenadar —“. Der Segensſpruch hatte zum vierten Male angefangen.

„Cinco livras für das heilige Land.“ — Die Senſation wurde immer größer. — „Für das Leben dieſer heiligen Gemeinde ꝛc.“ Der Vorbeter murmelte unerſchütterlich, endlos weiter.

Der vierte Segensſpruch näherte ſich ſeinem Ende, als man den Tempeldiener auf die Plattform ſteigen und dem Vorbeter etwas ins Ohr flüſtern ſah. Nur Manaſſe ſtand nahe genug, um die Botſchaft zu hören.

„Der Vorſteher läßt Euch ſagen, daß Ihr aufhören ſollt. Das iſt der reine Hohn, der Mann iſt ein Schnorrer und unverſchämter Bettler.“

Der Tempeldiener ſtieg die Stufen wieder hinab, und nach einer kurzen, unhörbaren Beſprechung mit Da Coſta erhob der Vorbeter von neuem ſeine Stimme. Der Vorſteher der Aelteſten runzelte die Stirne und zerrte zornig an ſeinem Talliß.

Alſo ein fünfter Segensſpruch! Des Vorbeters Singſang nahm ſeinen Fortgang. „Baabhur ſchenadar — cinco livras für die Gefangenen, für das Leben des Vorſtehers der Aelteſten —.“ Bei dieſer zarten Rache biß ſich der Vorſteher wütend auf die Lippen, und die Ahnung, daß die Gemeinde ſeine Botſchaft

als eine Aufforderung zu dieſer höflichen Aufmerkſamkeit auffaſſen würde, brachte ihn faſt zur Raſerei. Denn es gehörte zu den Annehmlichkeiten der Synagoge, daß reiche Leute ſich gegenſeitig mit dieſen Segensſprüchen beſchenkten. So floß der endloſe Strom der Segensſprüche weiter und verſetzte die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Selbſt die Waiſenknaben vergaßen, daß durch dieſe Verlängerung des Gottesdienſtes ihr Frühſtück bis ins Unendliche hinausgeſchoben wurde. Die Namen ſämtlicher Vorſteher, Würdenträger und Beamten, angefangen vom Vorſitzenden des Machamad bis zum Badewärter wurden in einem beſonderen Segensſpruche geehrt und die Gaben der meiſten wöchentlichen Gönner Manaſſes bei dieſer einzig daſtehenden, feſtlichen Gelegenheit beinahe in natura zurückerſtattet. Die meiſten Gemeindemitglieder rechneten mit, die Totalſumme ſtieg immer höher und höher. —

Plötzlich entſtand auf der Damengalerie Verwirrung, Geſchrei und Lärm. Der Tempeldiener eilte hinauf, um mit ſeiner Autorität Ordnung zu ſchaffen. Es lief das Gerücht, daß Frau da Coſta ohnmächtig geworden und hinausgetragen worden ſei. Das Gerücht drang auch bis zu Manaſſe, aber er rührte ſich nicht. Unerſchütterlich blieb er, ſegnend und ſpendend, auf ſeinem Poſten ſtehen.

„Baabhur ſchenadar — cinco livras — für das Leben ſeiner Frau Sarah —“. Und ein ſchwaches,

ſardoniſches Lächeln zuckte über das Geſicht des Bettlers. Die Andächtigen fragten ſich, was daraus werden würde. Manaſſes Wohlthaten näherten ſich in beängſtigender Weiſe dem höchſten Betrage, der bisher von irgend jemandem bei irgend einer Gelegenheit erreicht worden war. Alle zerbrachen ſich mit Vermutungen den Kopf. Der vor ohnmächtiger Wut ſchäumende Vorſteher der Aelteſten ſtand mit ſeiner Ahnung, daß hier ein gottesläſterlicher Spott getrieben wurde, nicht allein, aber die Meiſten bildeten ſich ein, daß der Schnorrer zu Vermögen gekommen oder immer ein wohlhabender Mann geweſen ſei, der jetzt dieſes Mittel ergreife, um der Synagoge die Kapitalien zurückzuerſtatten, die er von ihr erhalten hatte. Der Springbrunnen der Wohlthätigkeit ſprang weiter.

Die Rekordziffer wurde erreicht und weit hinter ſich zurückgelaſſen. Als endlich der arme, durch die ſo häufige Wiederholung derſelben Formel halbtote Vorbeter — alle Spenden hätten gleich beim erſten Male abgethan werden können, aber Manaſſe hatte jeden Segensſpruch verlangt, als komme ihm ein neuer Gedanke — den Leviten aufrufen durfte, der auf Manaſſe folgte, war die Synagoge um hundert Pfund reicher geworden. Der letzte Segensſpruch hatte den Namen des ärmſten anweſenden Schnorrers enthalten — eine Anerkennung und Verherrlichung des eigenen Standes Manaſſes, die auf dieſes ſenſationelle Denkmal der

königlichen Heirat den Schlußſtein legte. Inderthat, es war eine königliche Munifizenz, eine erhabene Huld. Noch nicht genug — ehe der Gottesdienſt zu Ende war, bat Manaſſe ſogar den Vorſteher der Aelteſten, ein beſonderes Bittgebet für einen Kranken ſagen zu laſſen. Der Vorſteher, der gemeiner Weiſe die Gelegenheit ergriff, um Repreſſalien zu üben, ſchlug die Bitte ab, bis er erfuhr, daß Manaſſe den kranken Vorſitzenden des Machamad meinte und nun ſchmählich nachgeben mußte.

Aber der wirkliche Held des Tages war Jankele, der wohl hauptſächlich im reflektierten Lichte, aber noch heller als der Spanier leuchtete. Denn an ihm haftete der doppelte Glanz des Bräutigams und des Fremden. Er war die Urſache und der Mittelpunkt der Senſation. Seine Augen blinzelten während der ganzen Zeit unaufhörlich. —

Am nächſten Tage machte ſich Manaſſe auf den Weg, um die hundert Pfund einzuſammeln. Da es Sonntag war, erwartete er, die meiſten ſeiner Kunden zuhauſe zu treffen. Er wählte zuerſt Grobſtock, da dieſer am nächſten wohnte. Aber der würdige Spekulant und Direktor der oſtindiſchen Kompagnie erſpähte ihn aus einem oberen Fenſter und entſchlüpfte durch die Hinterthür — eine weiſe Maßregel, da der ungläubige Manaſſe das ganze Haus durchſtöberte.

Der König tröſtete ſich, indem er ſeinen nächſten Beſuch bei einer Perſönlichkeit abſtattete, die ihm nicht

recht gut entſchlüpfen konnte: dem kranken Vorſitzenden des Machamad. Dieſer lebte in einſamer Pracht in Devonſhire-Square. Manaſſe belagerte ihn in ſeinem Bibliothekzimmer wo der Rekonvalescent eben ſeine Kupferſtichſammlung ordnete. Der Beſucher hatte ſich als ein Herr melden laſſen, der in „Angelegenheiten der Synagoge“ komme und der Vorſitzende des Machamad, der viel Gemeinſinn beſaß, ließ ſich nicht verleugnen. Als er jedoch Manaſſe erblickte, verzerrten ſich ſeine aufgeblaſenen Züge, er atmete mühſam und drückte die Hand auf ſeine Hüfte.

„Ihr?“ keuchte er.

„Nehmt Euch in Acht, mein lieber Herr nehmt Euch in Acht,“ ſagte Manaſſe, während er ſich niederſetzte. „Ihr ſeid noch immer ſchwach. Ich will gleich zur Sache kommen, denn ich möchte nicht einen Mann ſtören, der der Gemeinde unentbehrlich iſt, der bereits wegen ſeiner Behandlung der Armen die Hand des Allmächtigen geſpürt hat —“

Er ſah, daß ſeine Worte die gewünſchte Wirkung thaten; denn dieſe reichen Säulen der Synagoge waren in der Not äußerſt abergläubiſch. „Ich will zur Sache kommen,“ fuhr er in ſanftem Tone fort. „Es iſt meine Pflicht, Euch mitzuteilen — denn ich bin der Einzige, der es weiß, — daß unſere Synagoge während Eurer Abweſenheit eine dubioſe Schuldforderung bekommen hat.“

„Eine dubioſe Schuldforderung!“ In den Augen des Vorſitzenden begann es zornig zu funkeln. Von altersher beſtand der Gebrauch, den Mitgliedern der Gemeinde Darlehen aus den Fonds zu geben, und der Vorſitzende hatte ſich immer dagegen gewehrt. „Es wäre nicht geſchehen, wenn ich zugegen geweſen wäre,“ rief er.

„Gewiß nicht!“ gab Manaſſe zu. „Ihr würdet der Sache gleich am Anfange ein Ende gemacht haben. Der Vorſteher der Aelteſten verſuchte es auch, aber es gelang ihm nicht.“

„Das Schaf!“ rief der Vorſitzende. „Ein Menſch ohne jede Willenskraft! Wie hoch beläuft ſich die Schuldforderung?“

„Hundert Pfund!“

„Hundert Pfund?“ wiederholte der Vorſitzende, durch dieſen Fleck auf ſeinem Amtsjahre ernſtlich beunruhigt. „Und wer iſt der Schuldner?“

„Ich.“

„Ihr? Ihr habt Euch hundert Pfund ausgeliehen? — Ihr Lump!“

„Still, Herr! Wie könnt Ihr Euch unterſtehen? Ich würde dieſes Zimmer ſofort verlaſſen, wenn ich nicht bleiben müßte, bis ich Eure Entſchuldigung entgegen genommen habe. Noch nie in meinem Leben habe ich mir hundert Pfund ausgeborgt, nie ſogar einen Heller. Ich bin kein Pumper. Wenn Ihr

ein Ehrenmann ſeid, werdet Ihr um Entſchuldigung bitten."

„Es thut mir leid, wenn ich Euch mißverſtanden habe," murmelte der arme Vorſitzende. „Wie kommt es alſo, daß Ihr das Geld ſchuldig ſeid?"

„Wieſo?" wiederholte Manaſſe ungeduldig. „Verſteht Ihr noch immer nicht, daß ich es der Synagoge geſpendet habe?"

Der Vorſitzende ſtarrte ihn mit offenem Munde an.

„Ich ſpendete es geſtern zur Feier der Hochzeit meiner Tochter."

Der Vorſitzende ſtieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Die Sache amüſierte ihn ſogar ein wenig.

„Oh! Iſt das Alles? Nun, es ſieht Eurer verwünſchten Unverſchämtheit ähnlich; aber die Synagoge verliert ja nichts dabei. Es macht alſo nichts."

„Was ſagt Ihr da?" fragte Manaſſe ſtreng. „Wollt Ihr damit ſagen, daß ich das Geld nicht zahlen ſoll?"

„Wie könnt Ihr denn?"

„Wie ich es kann? Ich komme zu Euch und Euers Gleichen, damit Ihr für mich zahlt."

„Unſinn! Unſinn!" rief der Vorſitzende, dem abermals die Geduld auszugehen begann. „Wir wollen die Sache gut ſein laſſen. Schaden haben wir ja nicht davon."

„So alſo ſpricht der Vorſitzende des Machamad,“ monologiſierte der Schnorrer in bitterem Erſtaunen. „So ſpricht das Haupt unſeres alten, frommen Rates! Wie, Herr, Ihr ſeid der Meinung, daß Worte, die feierlich in der Synagoge geſprochen wurden, von keiner Bedeutung ſind? Wollt Ihr, daß ich mein feierliches Gelübde breche? Wollt Ihr die Satzungen der Synagoge in Mißkredit bringen? Wollt Ihr — einer, den der Arm Gottes bereits einmal getroffen hat — abermals ſeine Züchtigung auf Euch herabrufen?“

Der Vorſitzende war ganz blaß geworden; der Kopf wirbelte ihm.

„Nein,“ fuhr der König unerbittlich fort, „bittet den Himmel um Vergebung und berichtigt meine Schuld zum Zeichen Eurer Reue, wie es geſchrieben ſteht: „Und Reue und Gebet und Wohlthätigkeit wenden den böſen Ratſchluß ab.“

„Keinen Pfennig!“ ſchrie der Vorſitzende mit einem letzten Schimmer von Vernunft und ſchritt wütend auf den Klingelzug zu. Mit einem Male blieb er ſtehen, denn er erinnerte ſich plötzlich an eine ähnliche Szene in der Ratsſtube.

„Ihr braucht Euch nicht die Mühe geben, nochmals um einen Schlaganfall zu klingeln,“ ſagte Manaſſe grimmig. „Die Synagoge ſoll alſo entweiht werden, und ſelbſt der Segensſpruch, den ich in meiner Redlichkeit

und Versöhnlichkeit für den Vorsitzenden des Machamad sagen ließ, soll Null und nichtig sein. — Ein Hohn im Angesichte des Allerheiligsten — gelobt sei sein Name!"

Der Vorsitzende taumelte auf seinen Lehnstuhl nieder.

„Wie viel habt Ihr für mich gelobt?"

„Fünf Pfund."

Der Vorsitzende zog hastig eine Brieftasche hervor, und entnahm ihr eine funkelnagelneue Note der Bank von England.

„Gebt das dem Kanzler," hauchte er erschöpft.

„Schade," rief Manasse klagend, indem er die Banknote in den Busen steckte, „ich hätte zehn Pfund für Euch geloben sollen" und er zog sich mit einer Verbeugung zurück.

In gleicher Weise sammelte er an diesem Tage Beträge von anderen sephardischen Berühmtheiten, indem er ihnen auseinandersetzte, daß sie die Pflicht hätten, sich von ihrer besten Seite zu zeigen, nachdem ein fremder Jude — nämlich Jankele — zu ihrer Gemeinde zugelassen worden sei. Was für eine böse Wirkung würde es haben, wenn Jankele sehen würde, daß ein Sephardi straflos ausginge, wenn er sein Gelübde nicht einhalte. Der erste Eindruck sei immer der maßgebende; man könne sich nie genug in Acht nehmen. Es würde nicht gut thun, wenn Jankele

unter seiner Sippe häßliche Gerüchte über die Gemeinde verbreiten würde. Jene, die ihm wegen seiner Verschwendung Vorwürfe machten, erinnerte er, daß er nur eine einzige Tochter habe, und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den günstigen Einfluß, den sein Beispiel auf die Einnahmen des Sabbats gemacht habe. Keiner von Denen, die nach ihm zur Thora aufgerufen wurden, hatte es gewagt, eine halbe Krone zu spenden. Für diesen Tag wenigstens hatte er den Tarif in Gold festgesetzt, und wer weiß, welchen edlen Wetteifer er für die Zukunft entzündet hatte.

Jeder, der Manasses Beredsamkeit nachgab, war eine Staffel zu den Nächsten, denn Manasse verfertigte eine Liste der Spender und zeigte sie vorwurfsvoll jenen, die noch zu geben hatten. Uebrigens fand er in manchen Häusern den hartnäckigsten Widerstand. Ein gewisser Rodriguez, der in Finsbury-Circus wohnte, war ausgesprochen grob.

„Wenn ich in einer Kutsche vorgefahren käme, würdet Ihr recht schnell Eure zehn Pfund für die Synagoge aus der Tasche ziehen," höhnte Manasse, dessen Blut schon kochte.

„Gewiß würde ich das," gab Rodriguez lachend zu, und Manasse schüttelte mit Verachtung den Staub dieser Schwelle von seinen Füßen.

Infolge solcher Abweisungen erreichte die Sammlung dieses Tages blos dreißig Pfund, einschließlich

des Wertes einiger herabgesetzter, portugiesischer Wechsel, die er gutmütig für al pari annahm.

Da Costa war von der Niedrigkeit der Menschheit angeekelt und sein Genie entwarf draſtischere Maßregeln. Nachdem er die sonntägliche Einnahme und so ziemlich sein ganzes Bargeld in seine Kasse eingeschlossen hatte — denn um Ausgaben zu vermeiden, trug er selten Geld bei sich, außer solches, das er unterwegs einsammelte — begab er sich nach Bishopsgate, um mit der Post nach Clapton zu fahren. Es war ein heller Tag und er summte eine festliche Synagogenmelodie vor sich hin, während er, auf seinen Stock gelehnt, gemächlich durch die belebten Straßen hintrabte, die auf der einen Seite von Gemüseständen, auf der anderen von gegiebelten, mit grotesken Schildern behangenen Häusern begrenzt und von Spießbürgern in wollenen Decken erfüllt waren.

Als er jedoch bei dem Gasthause anlangte, war die Postkutsche schon fort. Ohne sich dadurch bekümmern zu lassen, bestellte er in hochmütigem Ton eine Postchaise, kritisierte die Pferde und fuhr dann, von einem Paar flinker Rosse gezogen, beim Klang des Posthorns im Staate nach Clapton. Bald ließen sie die engen Straßen, mit ihrer langsamen Prozession von Karren, Kutschen und Sänften hinter sich und gelangten auf das in frischem Frühlingsgrün prangende offene Land. Die Postchaise hielt bei dem „roten

Hauſe", einer hübſchen Villa, deren Façade von amerikaniſcher Weinrebe bedeckt war, die ſich im Herbſte rötlich färbte. Manaſſe war überraſcht, mit welchem Geſchmacke das Raſenparterre im italieniſchen Stil mit Grotten und Marmorfiguren angelegt war. Als der Beſitzer des Hauſes das Poſthorn hörte, war er der Meinung, daß eine hohe Perſönlichkeit ihn beſuche, und ließ ſagen, daß er ſich in den Händen ſeines Friſeurs befinde, aber in weniger als einer halben Stunde herabkommen würde. Das ſtimmte zu den Auskünften, die Manaſſe über den Mann erhalten hatte. Es war ein gewiſſer Belasco, der mit den großen Gecken wetteiferte, ein Liebhaber ſeidener Weſten und neuartiger Schuhriemen. Manaſſe hatte ihn noch nie geſehen, da er ſich nie die Mühe gegeben hatte, ſo weite Reiſen zu unternehmen. Aber die hübſche Ausſtattung der Vorhalle und der Treppe weisſagte ihm das Beſte. Die Gemächer waren noch mehr nach ſeinem Geſchmacke; ſie waren mit Eichenholz getäfelt und mit den koſtbarſten Kunſt- und Luxusgegenſtänden angefüllt. Auf den Wänden des Salons befanden ſich Freskogemälde, und von der Decke hing ein ſiebenarmiger, glänzender Kronleuchter herab.

Nachdem Manaſſe die Möbel genügend betrachtet hatte, bekam er das Warten ſatt und begab ſich in Belascos Schlafgemach. „Entſchuldigt, Herr Belasco,"

ſagte er, während er durch die halb offenſtehende Thür eintrat, „aber mein Geſchäft iſt ſehr dringend.“

Der junge Geck, der vor dem Spiegel ſaß, blickte nicht auf, ſondern ſagte: „Seht Euch vor, Herr, Ihr habt meinen Haarkünſtler beinahe erſchreckt.“

„Ferne ſei es von mir, einen Künſtler mit Abſicht zu ſtören“, antwortete Manaſſe trocken. „Nach der Eleganz der Zeichnung zu ſchließen, glaube ich jedoch nicht, daß mein Kommen auch nur ein Haar breit Unterſchied daran machen wird. — Ich komme wegen einer Angelegenheit, die der Sohn Benjamin Velascos ſicherlich für dringender halten wird als ſeine Toilette“.

„Nicht doch, Herr. Was kann wichtiger ſein?“

„Die Synagoge!“ ſprach Manaſſe ſtreng.

„Pah! Was redet Ihr da, Herr?“ rief Jener und blickte zum erſtenmale vorſichtig zu der maleriſchen Geſtalt auf. „Was will die Synagoge von mir? Ich zahle meine Finta und jede Rechnung, die die Kerle mir ſchicken. Bei Gott, es ſind ganz nette Sümmchen.“

„Aber Ihr laßt Euch nie dort ſehen.“

„Nun, ein Weltmann kann nicht überall ſein. Routs und Rigotti nehmen einem verteufelt viel Zeit weg.“

„Wie ſchade! Ihr geht ſehr ab,“ antwortete Manaſſe ironiſch. „Es iſt kein ſehr erbauliches Schauſpiel — der ſchmutzige Pöbel hat Niemanden, der ihm das Beiſpiel des Geſchmackes gäbe.“

In den Augen des blassen Stutzers leuchtete ein Schimmer des Interesses auf.

„Ach, die Tölpel!“ sagte er. „Nach Euerer Kleidung zu schließen, seid ihr gewiß selbst ein Stutzer aus der excentrischen Schule; aber ich halte mich an die alten Traditionen der Eleganz.“

„Es wäre besser, wenn Ihr Euch an die alten Traditionen der Frömmigkeit halten würdet!“ rief Manasse. „Euer Vater war ein Heiliger, und Ihr seid ein Sünder in Israel! Kehret zur Synagoge zurück und verkündet Euere Rückkehr, indem Ihr zu ihren Einkünften beiträgt. Sie hat eine dubiose Schuldforderung und ich sammle Geld, um sie ihr zu ersetzen.“

Der junge Geck gähnte. „Ich weiß nicht, wer Ihr seid, aber sicherlich seid Ihr keiner von uns,“ sagte er endlich. „Was die Synagoge betrifft, so bin ich bereit, ihre Kleidung zu reformieren, aber verdammt will ich sein, wenn ich noch einen Schilling für ihre Finanzen hergebe. Das sollen Euere schmutzigen Handelsleute thun — ich kann mir den Luxus nicht gestatten.“

„Ihr könnt ihn Euch nicht gestatten?“

„Nein, Ihr seht, ich habe solche verschwenderische Passionen.“

„Aber ich gebe Euch ja die Gelegenheit zur Verschwendung,“ rief Manasse. „Giebt es einen größeren Luxus, als Gutes zu thun?“

„Zum Teufel, Herr, ich muß Euch bitten, zu gehen," ſagte Belasco kalt. „Seht Ihr nicht, daß Ihr meinen Friſeur aus der Faſſung bringt?"

„Ich kann keinen Moment länger in dieſem gottloſen, wenn auch geſchmackvollen Hauſe bleiben," ſprach Manaſſe, indem er ſich mit ſtrenger Miene der Thür zuwendete. „Doch um der ſeligen Ruhe Eures Vaters willen möchte ich Euch zum letzten Male anflehen, Eure böſen Gewohnheiten abzulegen."

„Zum Teufel, ich brauche Eure Einmiſchung nicht!" rief der junge Stutzer. „Ich unterſtütze mit meinem Gelde Männer von Genie und Geſchmack — für eine Bande ſtinkender Krämer ſoll es nicht weggeworfen werden."

Der Schnorrer richtete ſich zu ſeiner vollen Höhe auf und ſeine Augen ſprühten Feuer. „So lebt denn wohl," ziſchte er in einem ſchrecklichen Ton. „Ihr werdet der Dritte ſein."

Er verſchwand, während der Geck in unbeſtimmtem Schreck in die Höhe fuhr und durch die geheimnisvolle Drohung, die in dieſem ſchrecklichen Ziſchen lag, ſogar an ſein Haar vergaß.

„Was meint Ihr?" rief er.

„Was ich meine?" wiederholte Manaſſe, wieder in der Thür erſcheinend. „Seit die Welt geſchaffen wurde, haben blos zwei Männer ihre Kleider mit ins Jenſeits genommen. Der eine war Korah, den die

Erde verſchlang, der zweite war Elia, der zum Himmel auffuhr; es iſt klar, welche Richtung der Dritte einſchlagen wird."

Die ſchlummernde Saite des Aberglaubens vibrierte unter Manaſſes geſchickter Berührung.

„Freue Dich Deiner Kraft, o Jüngling," fuhr der Bettler fort. „Aber ein Tag wird kommen, da nur die Totenwächter für Deine Toilette ſorgen werden. In reines Weiß werden ſie Dich kleiden, und der Teufel wird nie wiſſen, was für ein Stutzer Du geweſen biſt."

„Wer ſeid Ihr, daß ich Euch Geld für die Synagoge geben ſoll?" fragte der Geck trotzig. „Wo iſt Euer Beglaubigungsſchreiben?"

„Habt Ihr mich zurückgerufen, um mich zu beſchimpfen? Sehe ich wie ein Betrüger aus? Nein, ſteckt Eueren Beutel nur wieder ein. Ich will nichts von Euerem ſchmutzigen Golde haben. Laßt mich gehen."

Nach und nach ließ ſich Manaſſe herbei, zehn Pfund anzunehmen.

„Um Eures Vaters willen," ſagte er, ſie einſteckend. „Das Einzige, was ich um Eurer ſelbſt willen nehmen werde, ſind die Auslagen für meine Fahrt. Ich mußte mit der Poſt herfahren, und die Synagoge darf nichts verlieren."

Herr Belasco gab mit Vergnügen auch dieſes Geld her und ließ ſich mit angenehmen Empfindungen

seines bisher vernachlässigten Gewissens vor dem Spiegel wieder nieder. „Ihr seht, man kann nicht Alles thun," bemerkte er entschuldigend, denn Manasse blieb noch zögernd stehen. „Wenn man ein Fürst der Eleganz sein will, muß man seine ganze Zeit darauf verwenden." Er deutete mit der Hand auf die Wände, die ganz mit Kleiderschränken bedeckt waren. „Meine hirschledernen Hosen waren das Ergebnis von neun einzelnen Proben. Seht Ihr, wie sie passen?"

„Ich finde, daß sie Eurem Rufe nicht entsprechen," antwortete Manasse offenherzig.

Belascos Gesicht wurde noch weißer als vorhin bei dem Gedanken an Erdbeben und Teufel. „Sie passen mir zum Platzen," hauchte er.

„Aber sind sie die letzte Mode? Die Nankingbeinkleider dort drüben sind ganz entschieden schon im vorigen Jahre getragen worden."

„Mein Schneider sagte, daß sie einen besonderen Schnitt besitzen. Es ist eine Form, die ich einführe — bauschig, zu gekrausten Hemden passend."

Manasse schüttelte zweifelnd den Kopf, worauf der Stutzer ihn anflehte, seine Garderobe durchzusehen und Alles auszuscheiden, was nicht originell genug oder außerordentlich modern sei. Nach langem Zögern willigte Manasse ein und schied aus der ungeheuren Kollektion ein paar Kravatten, Hemden, Perrücken und Anzüge aus.

„Aha, das ist Alles, was Ihr finden könnt," sagte der Stutzer freudestrahlend.

„Ja, das ist alles," antwortete Manasse traurig. „Mehr finde ich nicht, was Euerem Rufe entspricht. Dies hier verrät den Mann von Geschmack und Erfindungsgabe, das Uebrige ist nur Flitterstaat; so etwas kann ein Jeder tragen."

„Ein Jeder?" stammelte der arme Stutzer ins Herz getroffen.

„Ja, so etwas könnte ich selber tragen."

„Ich danke Euch, ich danke Euch. Ihr seid ein ehrlicher Mann. Ich liebe aufrichtige Kritik, wenn der Kritiker dabei nichts zu gewinnen hat. Euer Besuch hat mich wirklich hoch erfreut. Diese Lumpen soll nun mein Lakai bekommen."

„Nicht doch, warum wollt Ihr sie an den Heiden verschwenden?" fragte Manasse, dem plötzlich ein Gedanke kam. „Erlaubt mir, sie zu Gunsten der Synagoge zu veräußern."

„Wenn es Euch nicht zu viel Mühe machen würde!"

„Was thäte ich nicht für den Himmel!" sagte Manasse mit Gönnermiene. Er riß plötzlich die Thür des Nebenzimmers auf, so daß der davor knieende, scheel dreinblickende Lakai sichtbar ward. „Tragt das hinunter, lieber Freund," sagte er ruhig, und der Lakai war nur allzufroh, seine Verwirrung, beim

Lauſchen ertappt worden zu ſein, verbergen zu können, indem er mit einem Arm voll Seidenröcken zum Wagen hinabeilte.

Manaſſe ſchüttelte verzweifelt den Kopf, während er den Reſt zuſammenpackte. „Das bringe ich nie in die Poſtchaiſe hinein,“ ſagte er. „Ihr werdet mir Euren Wagen leihen müſſen.“

„Könnt Ihr ſie nicht abholen?“ fragte der Stutzer mit ſchwacher Stimme.

„Warum ſollte ich das Geld der Synagoge auf Mietwagen verſchwenden? Nein, wenn Ihr Eurer Güte die Krone aufſetzen wollt, indem Ihr mir den Bedienten mitgebt, damit er mir beim Auspacken hilft, ſo werdet Ihr Eure Equipage in einer oder zwei Stunden wieder haben.“

So fuhr die Karoſſe mit zwei prächtigen Roſſen vor, und Manaſſe überwachte, nachdem er den Kutſcher, Lakaien und Bedienten in ſeine Dienſte gepreßt hatte, das Aufladen der Garderobe Velascos auf die zwei Gefährte. Dann nahm er ſeinen Sitz in der Karoſſe ein, der Kutſcher und der prächtig gepuderte Bediente ſtiegen auf den Bock, und die Prozeſſion ſetzte ſich unter fröhlichen Hörnerklängen in Bewegung, während Manaſſe ſich liebenswürdig gegen den Herrn des roten Hauſes verbeugte, deſſen ſpitzenumſäumte Hand aus einem grünumrankten Fenſter herauswinkte.

Nach einer angenehmen Fahrt hielt der Wagen vor dem von steinernen Löwen bewachten Hause, in dem Nathaniel Furtado, der reiche Kleiderhändler, wohnte. Er gab gerne fünfzehn Pfund für die spitzenbesetzten und gestickten Kleider des Stutzers, und außerdem ließ er sich noch zu einer Spende im Betrage von einer Guinee für die ausständige Schuld der Synagoge verlocken. Daraufhin schickte Manasse die Postchaise mit einem schönen Trinkgeld fort und fuhr in der jetzt leeren Karosse, mit dem gepuderten Bedienten auf dem Bock, nach Finsbury Circus, zu dem Hause des Rodriguez.

„Ich komme, mir meine zehn Pfund holen," sagte er und erinnerte ihn an sein Versprechen.

Rodriguez lachte, fluchte, lachte wieder und schwur, daß der Wagen nur gemietet sei, um dann von den zehn Pfund bezahlt zu werden.

„Gemietet?" fragte Manasse. „Erkennt Ihr denn nicht das Wappen meines Freundes, des Herrn Velasco?" Und er fuhr schnell mit der Banknote fort, denn Rodriguez war ein Schelm. Dann schickte der König die Equipage fort und begab sich zu Fuß nach Fenchurch-Street zu seinem Vetter Barzillai, dem Ex-Pflanzer von Barbadoes und gegenwärtigen westindischen Kaufherrn.

Barzillai pflegte, da er vor seinen Schreibern beschämt zu werden fürchtete, seinen Verwandten stets

in die in der Nähe gelegene Taverne zu führen und mit teuren Liqueuren zu bewirten.

„Ihr hattet aber kein Recht, Geld zu spenden, das Ihr nicht besitzt. Das war unehrlich," rief er, nicht imstande, seinen Zorn zu unterdrücken.

„Potztausend," rief Manasse, sein Glas so heftig niedersetzend, daß der Stengel brach. „Wurdet Ihr nicht nach mir zur Thora aufgerufen? Habt Ihr nicht auch gespendet?"

„Gewiß! Aber ich hatte das Geld dazu."

„Was, Ihr hattet es bei Euch?"

„Nein, nein, gewiß nicht! Am Sabbat trage ich kein Geld bei mir."

„Natürlich, ich ebensowenig."

„Aber das Geld lag bei meinem Bankier."

„Das meinige ebenfalls. Ihr seid mein Bankier, Ihr und Euresgleichen, Ihr trassiert auf Euren Bankier, ich auf die meinigen."

Nachdem Manasse seinen Vetter derartig widerlegt hatte, fiel es ihm nicht schwer, ihm zweieinhalb Pfund herauszulocken.

„Aber nun solltet Ihr wirklich etwas dazuthun, um den Verlust, den die Synagoge erleidet, zu verringern," sagte er.

„Was habe ich denn jetzt gethan?" rief Barzillai verblüfft.

„Das habt Ihr mir als Vetter gegeben, um Euren Verwandten instand zu setzen, seinen Verpflichtungen

nachzukommen. Ich halte das für etwas rein Perſönliches. Nun aber bitte ich für die Synagoge, der ein ſchwerer Verluſt bevorſteht; Ihr ſeid nicht nur mein Vetter, ſondern auch ein Sephardi. Dieſer Unterſchied gleicht jenem, den ich Euch ſo oft erklären muß; Ihr ſeid verpflichtet, mir Almoſen zu geben, nicht nur als Vetter, ſondern auch als Schnorrer."

Nachdem er dem ganz umnebelten Kaufherrn eine weitere Guinee abgepreßt hatte, begab er ſich in Grobſtocks Kontor, um den Wortbrüchigen zu ſuchen.

Aber der ſchlaue Grobſtock, durch Manaſſes Verſprechen, ihn zu beſuchen, gewarnt und durch ſeinen ſonntägigen Morgenbeſuch bereits erſchreckt, hatte Befehl gegeben, ihn vor dem Schnorrer und Jedem, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm beſäße, zu verleugnen. Erſt am Nachmittag erwiſchte ihn Manaſſe in Sampſons Kaffeehaus, in Exchange-Alley, wo die Makler ſich verſammelten und allerlei Leute, vom Stutzer bis zum Advokaten herumlungerten, um womöglich einen Wink aufzuſchnappen, wie man leicht zu Reichtum gelangen könnte. Manaſſe entdeckte ſeine Beute am vorderſten Tiſche. Das Geſicht Grobſtocks war hinter einer ausgebreiteten Zeitung verborgen.

„Warum kommt Ihr immer zu mir?" murmelte der Direktor der oſtindiſchen Kompagnie hilflos.

„Wie?" ſagte Manaſſe, ſeinen Ohren nicht trauend. „Verzeiht, ich habe Euch nicht verſtanden."

„Wenn Euch Eure eigene Gemeinde nicht erhalten kann," ſagte Grobſtock noch lauter und mit aller Kühnheit eines geſtellten Wildes, „warum geht Ihr da nicht zu Abraham Goldſchmid oder zu ſeinem Bruder Ben oder van Oven oder Oppenheim? Die ſind Alle viel reicher als ich."

„Herr!" ſagte Manaſſe wütend. „Ihr ſeid ein geſchickter — nicht doch — ein berühmter Finanzier, Ihr wißt, welche Aktien zu verkaufen ſind, wann eine Baiſſe, wann eine Hauſſe entſteht. Wenn der Premierminiſter die Anleihen ausſchreibt, blicken die Augen von tauſend Spekulanten auf Euch als ihren Führer. Was würdet Ihr ſagen, wenn ich mir anmaßen würde, mich in Eure finanzielle Geſchäfte zu miſchen? Wenn ich Euch raten würde, dieſe Aktien auszugeben oder jene einzuziehen? Ihr würdet ſagen, daß ich mich um meine eigenen Geſchäfte kümmern ſoll und würdet ganz recht haben. Nun, Schnorren iſt mein Geſchäft. Glaubt mir, ich weiß am Beſten, zu wem ich kommen ſoll. Kümmert Euch um Eure Aktien und überlaßt das Schnorren mir. Ihr ſeid der König der Finanziers, aber ich bin der König der Schnorrer."

Grobſtocks Empörung über die Entgegnung wurde von dem Komplimente gemildert, das Manaſſe ſeinem finanziellen Verſtändniſſe machte. Freilich kam es ihm unerwartet, daß er mit dem Bettler auf den gleichen Standpunkt geſtellt wurde.

„Wollt Ihr eine Taſſe Kaffee haben?“ ſagte er.

„Nach einem ſolchen Empfang dürfte ich es eigentlich nicht thun,“ antwortete Manaſſe, deſſen Zorn ſich noch nicht gelegt hatte. „Ich ſchnorre ja nicht einmal für mich ſelbſt, ſondern wollte Euch nur die Gelegenheit geben, zu den Einkünften unſeres Gotteshauſes beizutragen.“

„Aha! Euere vielgeprieſene Gemeinde iſt alſo in der Klemme?“ fragte Grobſtock mit wohlgefälligem Zwinkern.

„Herr! Wir ſind die reichſte Gemeinde der Welt, wir brauchen Niemanden,“ proteſtierte Manaſſe empört, während er zerſtreut die Taſſe Kaffee nahm, die Grobſtock für ihn beſtellt hatte. „Die Sache iſt einfach die, daß ich zur Feier der Hochzeit meiner Tochter der Synagoge hundert Pfund geſpendet habe, die ich noch nicht einzuſammeln vermochte, obwohl ich bereits eineinhalb Tage meiner koſtbaren Zeit dieſem Zwecke gewidmet habe.“

„Aber warum kommt Ihr zu mir?“

„Was? Das fragt Ihr ſchon wieder?“

„Ich — ich meine — warum ſoll ich zu einer portugieſiſchen Synagoge beitragen?“ ſtammelte Grobſtock.

Manaſſe ſchnalzte vor Verzweiflung über eine ſolche Dummheit mit der Zunge. „Gerade Ihr ſollt mehr beitragen als ein Portugieſe.“

„Ich?“ Grobſtock fragte ſich, ob er wach ſei.

„Ja, Ihr! Ward nicht das Geld zu Ehren der Hochzeit eines deutſchen Juden geſpendet? Es war eine großartige Rechtfertigung Euerer Gemeinde.“

„Das iſt doch zu viel!“ ſchrie Grobſtock außer ſich und vor Wut beinahe erſtickend.

„Zu viel, um den Tag zu bezeichnen, an dem der erſte Tedesko in unſerer Gemeinde aufgenommen worden war? Ihr bereitet mir eine tiefe Enttäuſchung Ich dachte, daß Ihr meiner Großmut Lob ſpenden würdet.“

„Mich kümmert nicht, was ihr dachtet,“ keuchte Grobſtock. Die Lächerlichkeit der Forderung brachte ihn thatſächlich außer ſich, aber er freute ſich, daß er gegen den einſchmeichelnden Schnorrer ſo tapfer Stand hielt. Wenn er jetzt nur feſt blieb, dachte er bei ſich, könnte er ſich für immer von ihm freimachen. Ja, er würde ſtark bleiben, und Manaſſe nie wieder wagen, ſich an ihn zu wenden.

„Keinen Farthing gebe ich her,“ brüllte er.

„Wenn Ihr eine Szene machen wollt, gehe ich,“ ſagte Manaſſe ruhig. „Schon jetzt ſind alle Augen und Ohren auf uns gerichtet. Nach Euren Reden werden die Leute mich für einen ungeſtümen Mahner und Euch für einen Bankerotteur halten.“

„Sie können ſich zum Teufel ſcheren und Ihr auch!“ donnerte Grobſtock.

„Gotteslästerer! Ihr gebt mir also den Rat, den Teufel um einen Beitrag für die Synagoge zu bitten? Aber ich will mich mit Euch in kein Wortgefecht einlassen. Ihr weigert Euch also, zu diesem Zwecke beizutragen?"

„Das will ich meinen!"

„Nicht einmal die fünf Pfund wollt Ihr geben, die ich für das Wohl Jankeles, eines von Euren Leuten gelobte?"

„Was? Ich soll für Jankele, einen schmutzigen Schnorrer, bezahlen?"

„Wie, in dieser Weise sprecht Ihr von Eurem Gaste?" sagte Manasse in schmerzlichem Erstaunen. „Vergeßt Ihr, daß Jankele an Eurem Tische gesessen hat? Nun vielleicht sprecht Ihr in dieser Weise auch über mich, wenn ich den Rücken kehre. Aber hütet Euch: Gedenket der Worte unserer Weisen: „Du und ich können nicht zusammen in der Welt leben, sprach Gott zu dem Hochmütigen." — Zum letztenmale also: Ihr weigert Euch, mir diese lumpigen fünf Pfund zu geben?"

„Ganz entschieden!"

„Also gut."

Manasse rief den Kellner. „Was wollt Ihr thun?" rief Grobstock furchtsam.

„Das werdet Ihr sehen," sprach Manesse entschlossen und als der Kellner kam, drückte er ihm das

Geld für ſeine Taſſe Kaffee in die Hand. Grobſtock errötete vor Beſchämung. Manaſſe erhob ſich. Grobſtocks verhängnisvolle Charakterſchwäche verurſachte ihm in elfter Stunde einige Gewiſſensbiſſe: „Ihr ſeht ſelbſt, wie unvernünftig Eure Forderung war,“ murmelte er.

„Gebt Euch nicht die Mühe, Euch zu rechtfertigen. Als Menſchenfreund bin ich mit Euch fertig,“ ſagte Manaſſe. „In Zukunft mögt Ihr Euren Rock mit Schnupftabak beſchmieren, ſoviel Ihr wollt; mich geht es nichts mehr an. Als Finanzier reſpektiere ich Euch noch immer und zu dem Finanzier werde ich möglicherweiſe noch kommen — aber zu dem Menſchenfreund nie mehr.“

„Alles, was ich thun kann“ — ſtammelte Grobſtock.

„Halt! Ich habe eine Idee,“ ſagte Manaſſe nachdenklich zu ihm niederblickend. „Ich habe etwas über ſechzig Pfund geſammelt. Wenn Ihr ſie für mich anlegen würdet“. —

„Gewiß! Gewiß!“ fiel Grobſtock mit verſöhnlichem Eifer ein.

„Gut! Mit Eurer unvergleichlichen Kenntnis der Märkte wird es Euch ein Leichtes ſein, in ein paar Tagen die fehlende Summe zu ergänzen. Vielleicht habt Ihr ſogar einen großen Koup im Sinne?“

Grobſtock nickte unbeſtimmt vor ſich hin. Er hatte ſich bereits erinnert, daß etwas derartiges unter

ſeiner Würde ſei. Er war kein Makler und hatte bisher nie etwas Derartiges gethan. „Aber wenn ich Alles verliere?“ ſagte er, einen Rückzug verſuchend.

„Unmöglich!“ ſprach der Schnorrer mit heiterer Ruhe. „Vergeßt Ihr denn, daß es der Synagoge gehört? Glaubt Ihr, daß der Allmächtige ſein Geld verloren gehen laſſen wird?“

„Warum ſpekuliert Ihr da nicht ſelber?“ fragte Grobſtock liſtig.

„Die Ehre des Allmächtigen muß gewahrt werden. Wie, ſollte man ihm weniger gut dienen, als einem irdiſchen Monarchen? Meint Ihr, ich kenne nicht Eure finanziellen Beziehungen zum Hof? Der Dienſt des Allmächtigen erfordert die geeignetſten Männer. Ich war der Geeignetſte zum Sammeln des Geldes — Ihr ſeid der Geeignetſte, um es anzulegen. Morgen früh ſoll es in Euren Händen ſein“.

„Nein, gebt Euch nicht die Mühe,“ ſprach Grobſtock ſchwach. „Ich habe nicht das wirkliche Geld nötig, um damit Geſchäfte zu machen.“

„Ich danke Euch für das Vertrauen, das Ihr mir ſchenkt,“ antwortete Manaſſe bewegt. „Nun ſprecht Ihr wieder, wie Ihr ſelbſt. Ich ziehe zurück, was ich zu Euch ſagte; ich werde wieder zu Euch kommen — zu dem Menſchenfreund, gerade ſo wie zu dem Finanzier — und es thut mir leid, daß ich den Kaffee ſelbſt bezahlte.“ Seine Stimme bebte.

Grobstock war gerührt. Er zog einen halben Schilling hervor und erstattete die Ausgaben seines Gastes mit Zinsen. Manasse steckte die Münze in die Tasche und nahm kurz darauf Abschied, nachdem er seinem Makler noch einige Weisungen gegeben hatte.

Da Grobstock das Geschäft einmal übernommen hatte, beschloß er, es so gut als möglich durchzuführen. Heimlich bewog ihn die Eitelkeit, den Bettler in Erstaunen zu setzen. Zufälligerweise war er wirklich im Begriffe, ein großartiges Manöver auszuführen und neben seinem eigenen Triton mochte Manasses Fischchen mitschwimmen. Er machte aus den sechzig Pfund sechshundert.

Ein paar Tage nach der Königlichen Hochzeit, deren Herrlichkeiten unter den degenerierten Schnorrern von heute noch immer von Mund zu Mund gehen, machte Manasse den Kanzler vor Erstaunen stumm, indem er ihm einen Beutel überreichte, der in Gold hundert Pfund enthielt. So erfüllte er ehrenhaft seine Pflicht gegen die Synagoge und zwar mit größerer Geschwindigkeit, als mancher Vorsteher es gethan haben würde. Aber das war noch nicht genug. Da er der richtigen Ansicht war, daß das Ergebnis der Spekulation der Synagoge gehöre, nachdem ihr Geld auf dem Spiele gestanden hatte, übergab er mit Don Quixotischer Gewissenhaftigkeit den Rest von fünhundert Pfund dem Machamad, indem er nur die Bedingung

stellte, daß sie unter dem Titel einer Da Costa-Stiftung zu einer lebenslänglichen Rente für ein armes würdiges Mitglied der Gemeinde verwendet werden sollten, bei dessen Wahl er als Spender die entscheidende Stimme haben müsse. Der Rat der Fünf stimmte den Bedingungen eifrig zu und berief für die Wahl eine besondere Versammlung.

Des Spenders Wahl fiel auf Manasse Bueno Barzillai Azevedo da Costa, der fortan allgemein als König der Schnorrer anerkannt und hiermit der Tradition überliefert.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Spicer, M., Blätter und Blüten aus Kroatiens Gauen. Brosch. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Danziger Zeitung vom 11. Februar 1894. Bedeutende Männer waren es, die ihre Leier zum Ruhme kroatischer Größe und entschwundener Zeiten haben ertönen lassen. Man muß es dem Übersetzer daher Dank wissen, daß er diese kostbaren Perlen kroatischer Poesie gesammelt und uns zugänglich gemacht hat.

Elsa v. Schabelsky, Hayem und Moschee. Reiseskizzen aus Marokko. Preis 2 Mk.

Eine reiselustige Berlinerin, der das ewige „Karlsbad oder Helgoland — oder höchstens Norwegen" zur Sommererholung zu langweilig erschien und die deshalb etwas weiter ausgriff, um sich nach erfrischender Seefahrt über Madeira und die Kanarien ein Stück des afrikanischen Festlandes zu betrachten, schildert uns hier in ungeniertem Plauderton, was sie auf ihrer Reise gesehen und erlebt hat. Prüderie liegt ihr fern; doch auch, wo sie uns Einblicke in die Zustände der Haremsfrauen und der Eunuchen vornehmer Marokkaner eröffnet, wie sie sich solche als Dame zu verschaffen wußte, bleibt sie doch in dezenten Schranken. Man hat es bei dem sauber ausgestatteten Büchlein also keineswegs mit „pikanter Lektüre" im ordinären Sinne des Wortes zu thun, sondern mit frisch aus der Situation heraus entworfenen flotten Skizzen des marokkanischen Volks- und Gesellschaftslebens.

Preußische (†) Zeitung.

Stern, Bernhard, An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. Preis 2 Mk.

Den Werken über Rußland, welche bereits von Bernhard Stern vorliegen, schließt sich heute ein kleines Bändchen wohlgelungener Reiseskizzen an. Der Verfasser betont es irgendwo selbst, daß er keine sogenannten gelehrten Werke zu schreiben beabsichtige, sondern Reiseeindrücke in kurzweiliger Form, gewissermaßen in vornehmem Feuilletonstil, wiederzugeben gedenke. Das umfassende Wissen bezüglich seines Gegenstandes aber würde den Verfasser wohl in den Stand setzen, ein schweres, tiefgreifendes Werk zu schreiben, und es ist klar, daß die Feuilletons, die auf dem Fundamente eines solchen Wissens entstehen, ganz besonderen Glanz haben müssen. Bernhard Stern versteht es, dem Leser das Geschaute mit einer Lebhaftigkeit vorzuführen, daß es fast die Greifbarkeit des Selbsterlebten erhält. Wer die Skizzen von der berühmten Nischny-Nowgoroder Messe liest, empfängt ein so bewegtes und eindringliches Bild, daß er sicher die Stadt und das ganze Messetreiben schon einmal gesehen zu haben vermeinte, käme er jemals persönlich nach der alten Kaufstadt. Uebrigens begnügt sich der Verfasser keineswegs mit der Schilderung der Gegenwart, er teilt überall so viel von der Geschichte der Vergangenheit mit, als zum Verständnis der Gegenwart nötig ist. Dazu verfügt er über einen ganz eigenartigen, emphatischen Stil, der zuerst befremdet, aber nichtsdestoweniger packt. Diese „Reisemomente" sind wertvolle Kulturbilder, deren Reiz Jeder empfinden muß, welcher sich mit ihnen beschäftigt. Es ist nur schade, daß die Reise schon in Kasan ihr Ende erreicht, denn ist die Reise an sich auch groß — das Buch gehört zu denjenigen, von welchen man ungern Abschied nimmt. Allen Liebhabern einer gediegenen Reiselitteratur sei dieses neue Werkchen Sterns aufs Beste empfohlen.

Hambg. Fremdenblatt.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Berg, C., Der Mitgiftdoktor. Ein Stück aus der Gegenwart. Brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Die Breslauer Morgenzeitung vom 12. Februar 1892 schreibt: Der Verfasser dokumentiert ein nicht gewöhnliches Talent, gemütvoll zu schildern und interessante Charaktere mit scharfen Strichen zu zeichnen. Der Schauplatz, auf welchem der Verfasser seine Studien machte, ist vorwiegend das kleinstädtische Bürgertum und hier wieder das jüdische Haus, dessen Beziehungen zu der christlichen Bevölkerung die Hauptmotive der Erzählungen bilden.

Kohn, S., Der alte Grenadier. — Die fidelen Alten. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik. Frankfurt a. M. Seine erste Geschichte „Der alte Grenadier", ein Lebensbild aus dem vormärzlichen Österreich, ist ein rührendes Charakterbild, das die vielfach irrtümlich geglaubte Fabel von dem sorgenfreien Dasein der Juden gewährt. Die andere Erzählung „Die fidelen Alten" zeigt, welche verderblichen Folgen durch vorurteilsvollen Rassenhaß gezeitigt werden, sie ist eine abschreckendere Warnung vor dem Antisemitismus als manche Streitschrift. In beiden Geschichten bewährt sich Kohn als der alte, künstlerisch hochstrebende Meister.

Kaumter, Dr. A., Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Die Vossische Zeit schreibt: Zu diesem Roman hat der Verfasser eingehende Studien über die mittelalterliche Geschichte von Liegnitz angestellt, und es ist ihm wohlgelungen, die alte Zeit glaubhaft und anschaulich wieder aufleben zu lassen. Das Wirken des Rabbi für die Seinen, sein umsichtiges und menschenfreundliches Eingreifen und Vermitteln bei den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen, das glückliche Familienleben in seinen und ihren Kreisen kann nur sympathisch berühren.

Stern, Bernhard, Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen mit Einleitung und Bibliographie. Brosch. 3,50 M.

Bohemia. Eine Auswahl interessanter altrussischer Heldensagen, deren loser Zusammenhang lediglich durch den Typus der Darstellung und den passiven Mittelpunkt der Heldenlieder, den Fürsten Wladimir, hergestellt ist. Es ist eine Analogie zu unserer Artus- und Gralssage, obwohl der Charakter der russischen Helden (Bogatyrs), dem Lande und den Volksanschauungen entsprechend, grundverschieden von jenen ist. Die Uebersetzung kann meisterhaft genannt werden. Die Sprache ist klar und wohlklingend. Das klassische Werk ist daher nicht nur für den Litterarhistoriker von Bedeutung, es wird auch dem Laien großes Interesse darbringen. Wir begegnen in den Heldenliedern (Bylinen) wunderschönen Vergleichen, die uns im Deutschen fremd sind. Die ständigen, sehr bezeichnenden Epitheta, Wiederholungen, Anachronismen und köstlicher Humor sind äußerst ergötzlich.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt .... und anderes. Moderne Zeitbilder. Brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Schlesische Zeitung vom 22. 1. 1892 ..... durchweg sehr flott und gewandt geschrieben .....

Bisland, E., Eine Blitzfahrt rund um die Welt. Brosch. 1,50 Mk., geb. 2 M.

Hamb. Nachrichten, 28. Oktober 1891. Manche unserer Leser werden sich erinnern, daß im Jahre 1887 eine junge Amerikanerin, Miß Bisland, eine Blitzreise um die Welt machte, um den Rekord J. Vernes in 80 Tagen zu übertreffen, was ihr auch gelungen ist, da sie die Reise mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel in 75 Tagen absolvierte. Das Experiment, besonders da es von einer Dame gemacht wurde, rief s. Z. großes Aufsehen hervor. Eine Frucht dieser Blitzreise ist vorliegendes Buch, welches mit frischem, feinem Humor, lustig plaudernd, uns die Erlebnisse der jungen Dame schildert. Man liest diese Reisebeschreibung wie einen spannenden Roman, so amüsant weiß die Verfasserin zu erzählen. Die Uebersetzung ist sehr gut.

Spicer, M., Kroatische Novellen. Brosch. 2,50 Mk.

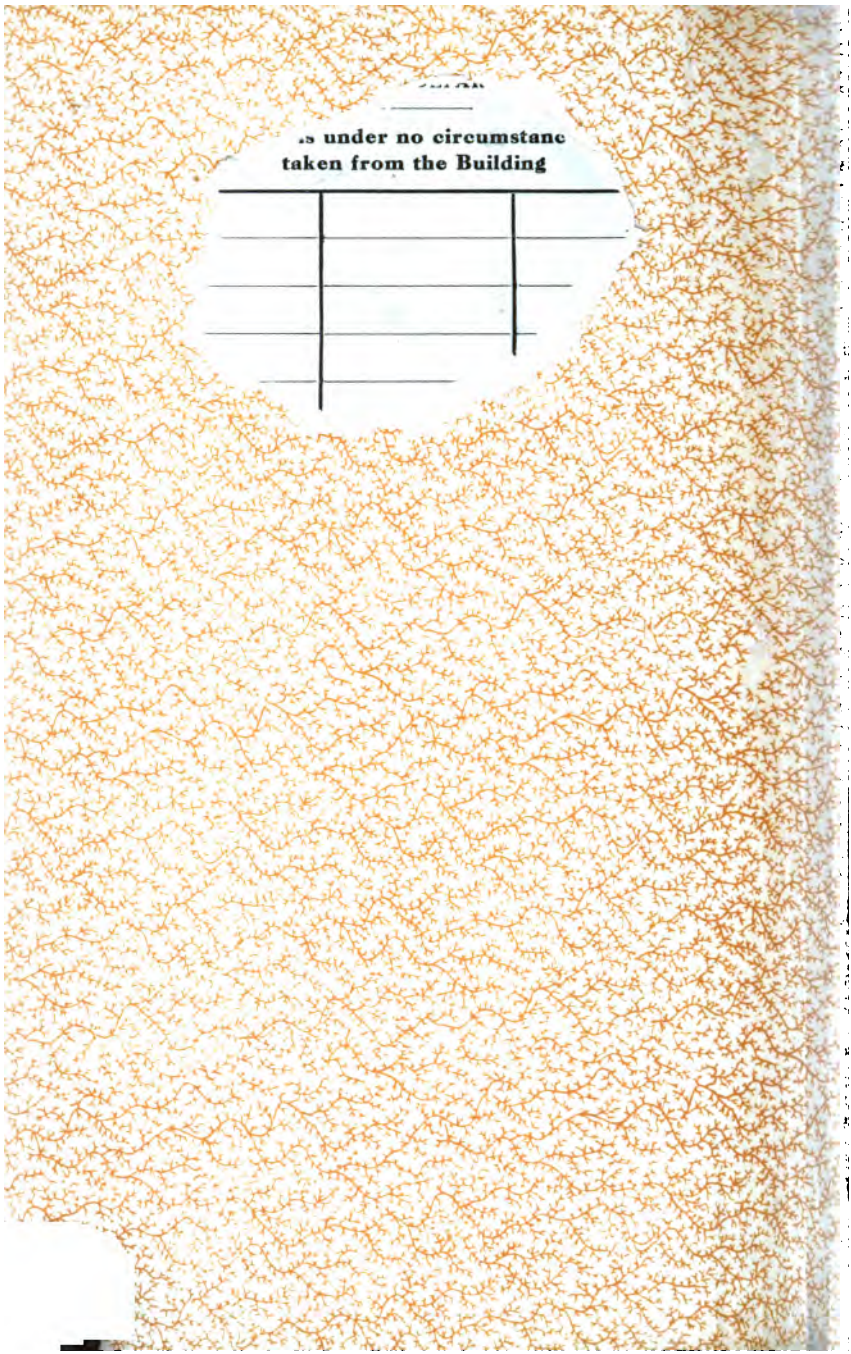
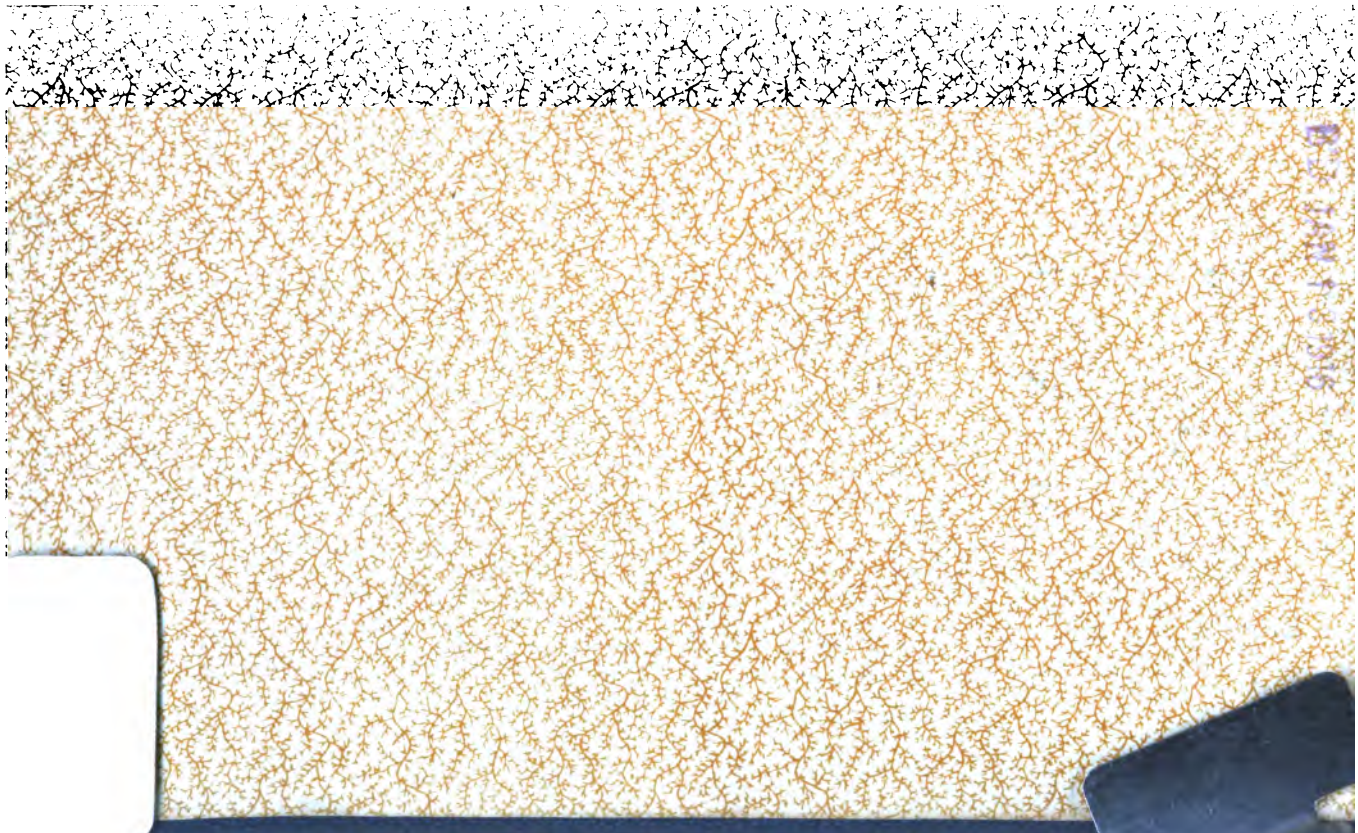
Berliner Neueste Nachrichten. Wenn es wahr ist, daß die Völker durch ihre Dichter ihr Drängen und Streben den Mitmenschen verkünden und den späteren Geschlechtern erhalten, so muß man mit tiefer Wehmut im Herzen das Spicersche Buch schließen, denn sie alle, von Sischko Mencentic angefangen, der den Reigen der kroatischen Geistesgrößen eröffnet, bis Hrvat-Bosniat, der ihn beendet, künden, wie groß und mächtig das Streben ihres Volkes gewesen und wie armselig die Erfolge. Dieser wehmütige Zug durchzieht das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite, und der frohe Humor, den hier und da ein Dichter anstimmen will, klingt mehr wie trauriges Lächeln, denn als lustiges Lachen, es scheint fast, als ob der Humor und die frische Lebensfreude nicht zur Volksseele paßte.

Zapp, Arthur, Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben. 2. Auflage. Broch. 1,50 Mk. In elegantem Originalband. 2,50 Mk.

Die „Allgemeine Modenzeitung" schreibt: In der reizenden, stimmungsvollen Erzählung „Die Rose von Sesenheim" hat Arthur Zapp das Liebesverhältnis Goethes mit Friederike Brion, der lieblichen Pfarrerstochter in Sesenheim, mit poetischen Farben ausgemalt und es auch vortrefflich verstanden, den Schatten, den dieses Verhältnis auf Goethes Leben wirft, so zu mildern, daß der sympathische Eindruck sowohl bei Goethe, als der sich aufopfernden Friederike gewahrt bleibt. Friederike erscheint als die edle Dulderin, die freiwillig die Rechte ihres Herzens aufgiebt, um den Geliebten auf der Staffel des Ruhmes emporsteigen zu sehen. Die Leidenschaft in ihrer Brust und die Wandlung zur stillen, edlen Resignation ist mit psychologischer Feinheit ausgeführt.

Druck von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

F3 4—1


s under no circumstanc
taken from the Building